This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NEDL TRANSFER
HN 6EVQ V
KF
13449

37-198
KF 13449

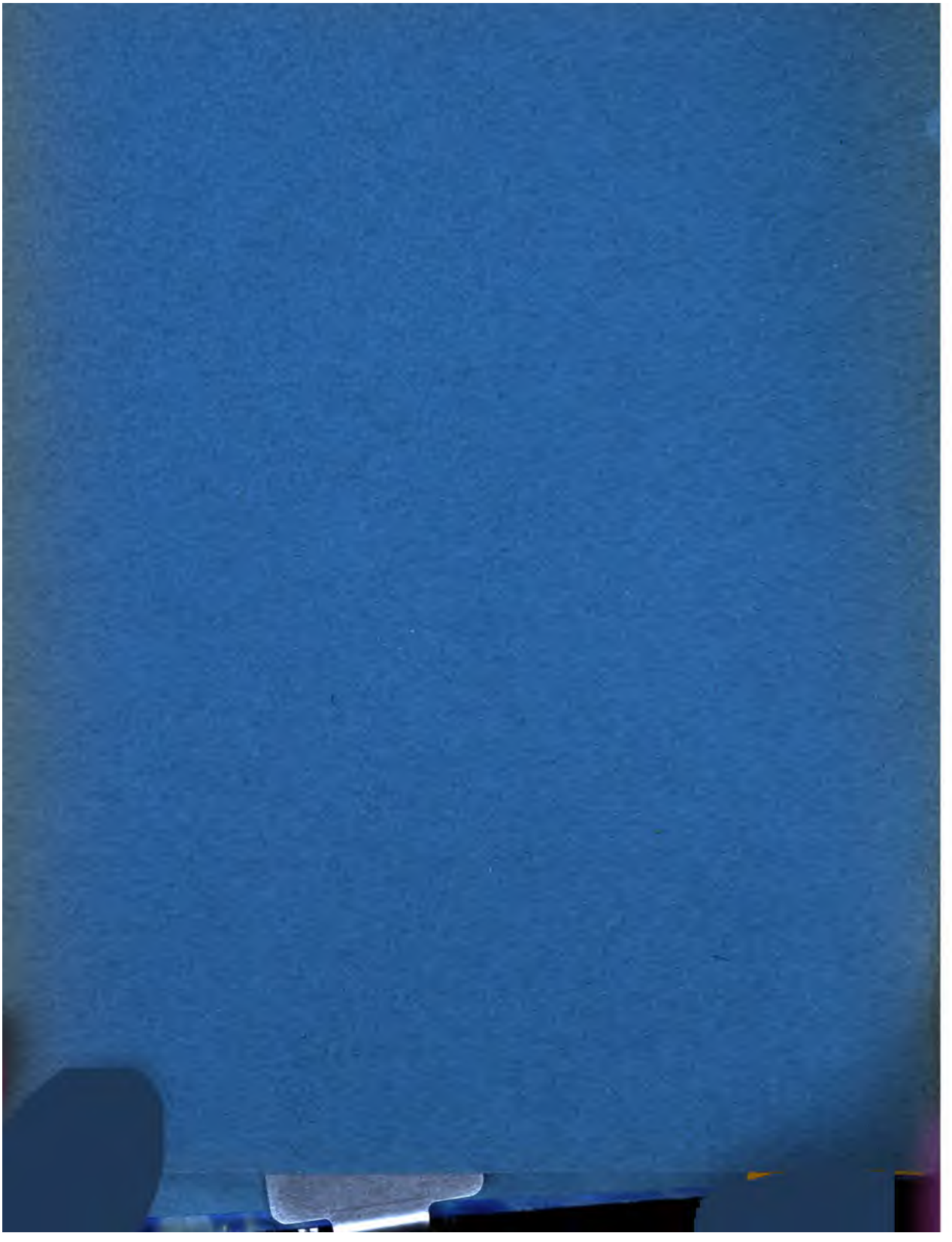
Maria Eyster

LOLA MAYER
Bookseller
84, Lanhill Rd., LONDON, W.9
Phone: CUNningham 2117

37-170
KF13449

Maria Ryder

LOLA MAYER
Bookseller
34, Lanhill Rd., LONDON, W.9
Phone: CUNningham 2117



3/b

Musäus
Die Chronika der drei Schwestern

Artur Wolf / Verlag / Wien

Dieſes Werk wurde im Auftrage des Verlages Artur Wolf
in Wien in der Offizin G. Kreyſing in Leipzig gedruckt.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright by Artur Wolf Verlag, Wien 1922.

48-99 3/6

J. K. A. MUSÄUS

Die Chronika der drei Schwestern

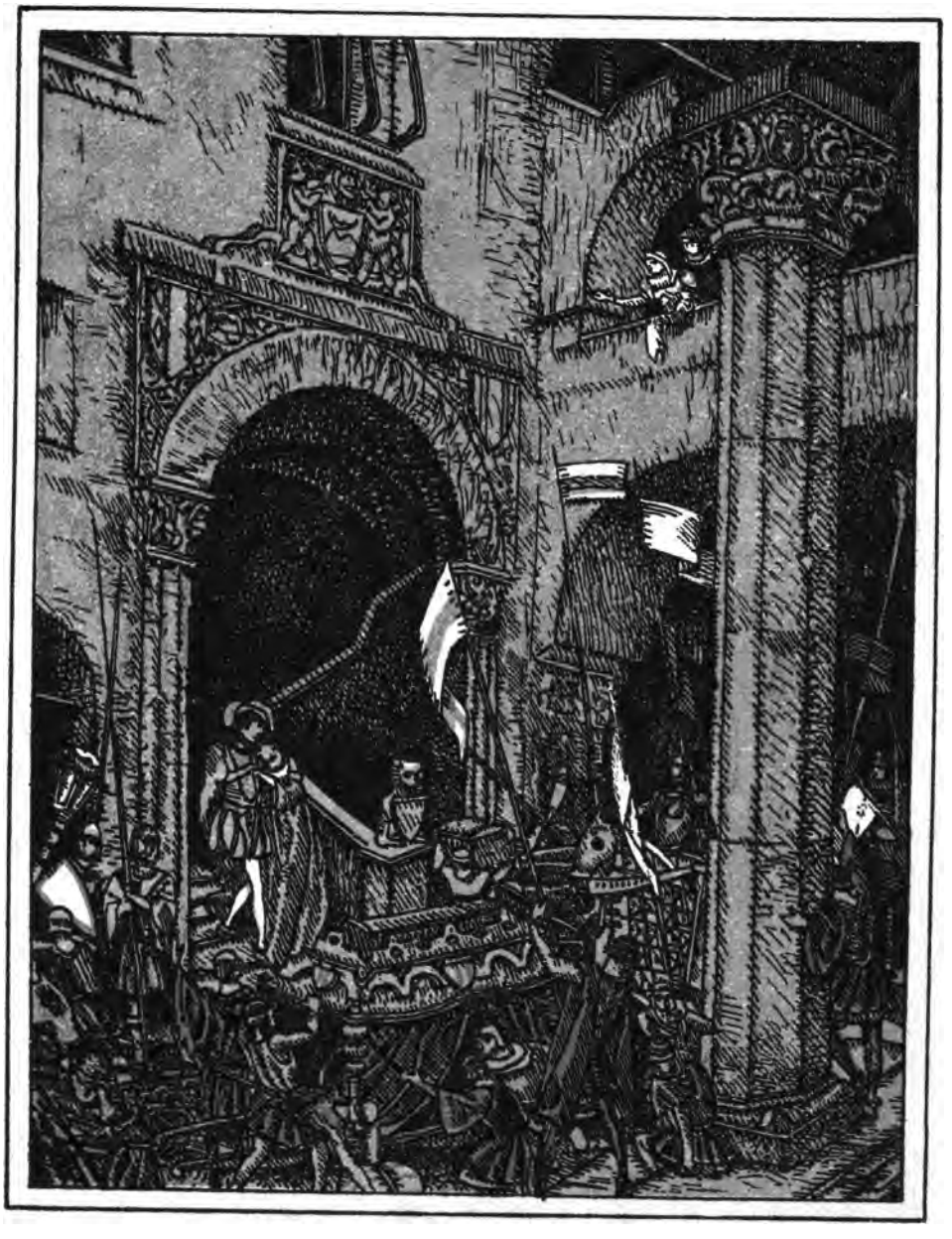
+

Originallithographien
und Buchschmuck von
Karl Borschke

Wien
Artur Wolf / Verlag

KF 13449

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY



Erſtes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete ſein Gut und Habe. Er lebte königlich und hielt alle Tage offene Tafel; wer bei ihm einſprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Bankett, und alle Gäſte taumelten mit frohem Mut von ihm hinweg. Er liebte Brettſpiel und Würfel; ſein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Heiducken in prächtiger Livree, und ſeine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch dieſen Aufwand zerrannen ſeine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte ſeine Juwelen und Silbergeſchirr, entließ die Bedienten und erſchoß die Hunde; von ſeinem ganzen Eigentum blieb ihm nichts übrig als ein altes Waldſchloß, eine tugendſame Gemahlin und drei wunderſchöne Töchter. In dieſem Schloſſe hauſte er von aller Welt verlaſſen; die Gräfin verſah mit ihren Töchtern ſelbſt die Küche, und weil ſie allerſeits der Kochkunſt nicht kundig waren, wußten ſie nichts als Kartoffeln zu ſieden. Dieſe frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa ſo wenig, daß er grämlich und mißmutig wurde und in dem weiten leeren Hauſe ſo lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände ſeinen Unmut widerhallten. An einem ſchönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen ſeinen Jagdſpieß und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um ſich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu laſſen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sei; manchen Wanderer hatte es schon irregeführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdrosselt oder wilde Tiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte Nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Tal und kroch durch Busch und Dickicht, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichbaum, nahm einige gesottene Kartoffeln und ein wenig Salz aus der Jagdtasche, um hier sein Mittagsmahl zu halten. Von ungefähr hob er seine Augen auf; siehe da! — ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erbebte über diesen Anblick; entfliehen konnte er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Notwehr nahm er den Jägerspieß in die Hand, sich damit zu verteidigen, so gut er könnte. Das Ungetüm kam nah' heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: „Räuber, plünderst Du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst Du mit dem Leben büßen!" — „Ach," bat der Graf, „ach, freßt mich nicht, Herr Bär; mich lüstet nicht nach Eurem Honig, ich bin ein biederer Rittersmann. Seid Ihr bei Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seid mein Gast." — Hierauf tischte er dem Bären alle Kartoffeln in seinem Jagdhute auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: „Unglücklicher, um diesen Preis lösest Du Dein Leben nicht; verheiß' mir Deine große Tochter Wulfild augenblicks zur Frau; wo nicht, so fress' ich Dich!" — In der Angst hätte der Graf dem veramorten Bären wohl alle drei Töchter verheißen und seine Gemahlin obendrein, wenn er sie verlangt hätte; denn Not kennt kein Gebot. — „Sie soll die Eure sein, Herr Bär," sprach der Graf, der anfing, sich wieder zu erholen; „doch," setzte er trüglich hinzu, „unter dem Beding, daß Ihr nach Landesbrauch die Braut löset und selber kommt, sie heimzuführen." — „Topp," murmelte der Bär, „schlag' ein," und reichte ihm die rauhe Tatze hin; „in sieben Tagen lös' ich sie mit einem Zentner Gold und führ' mein Liebchen heim." — „Topp," sprach

der Graf, „ein Wort ein Mann!“ — Drauf schieden sie in Frieden auseinander, der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Zu wissen ist, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär sei. Das merkte der Graf wohl; darum dachte er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen und sich in seiner festen Burg so zu verpallisadieren, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Termin die Braut abholen würde. Wenngleich einem Zauberbär, dachte er bei sich, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er doch gleichwohl ein Bär und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können wie ein Vogel, oder durchs Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen wie ein Nachtgespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen. Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und den Fräuleins das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen scheußlichen Bären vermählt werden sollte; die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmut und Entsetzen. Papa aber ging hinaus, beschaute die Mauern und Gräben ums Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Tor schloß- und riegelfest sei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte und fand da ein Kämmerlein, hochgebaut unter der Zinne und wohl vermauert; darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte und schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen und der siebente dämmerte heran; da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sei das wilde Heer im Anzuge. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskarosse, mit Reitern umringt, rollte übers Blachfeld daher ans Schloßtor. Alle Riegel schoben sich, das Tor rauschte

auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag, angetan mit Sammet und Silberstück; um seinen Hals hatte er eine goldene Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrecht stehen konnte, um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen blendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder trug, wäre ein Herzogtum feil gewesen. Rasch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Turm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockne Braut herab.

Über dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen und Ritter und Reisige im Hofe erblickte und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßtor hinausging, fuhr's ihm durchs Herz, und er erhob groß Klagegeschrei: „Ade, mein Töchterlein! Fahre hin, Du Bärenbraut!" Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Eltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter und sahen einander stumm und staunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel und lief auf die Warte, öffnete die Klause, fand aber ihre Tochter nimmer, auch nichts von ihrer Gerätschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Luke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzuges bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Turm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang, und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tag verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen; wie er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohl verwahrt und schwer zu heben. Er ahnte leicht, was drinnen sei; die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf

und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, eines Schlages. Erfreut über dieſen Fund, vergaß er ſein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch ſchöne Kleider für ſeine Gemahlin und die holden Fräuleins, nahm Diener in Sold und hob von neuem an zu praſſen und zu ſchwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kaſten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen ſcharenweis, plünderten das Schloß rein aus und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin beſtellte wieder mit ihren Töchtern die Küche, und er durchſtreifte tagtäglich das Feld mit ſeinem Federſpiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken ſteigen; der hob ſich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand ſeines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte ſeinem Flug, ſo gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel ſchwebte dem grauſenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalſen wollte, und ſein liebes Federſpiel verloren gab. Plötzlich ſtieg ein rüſtiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher des überlegenen Feindes nicht ſobald anſichtig wurde, als er pfeilgeſchwind zu ſeinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu ſuchen. Der Adler aber ſchoß aus den Lüften herab, ſchlug einen ſeiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der beſtürzte Graf verſuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer ſich zu befreien, ſchlug und ſtach nach ſeinem Feinde. Der Adler ergriff den Jagdſpieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreiſchte ihm mit lauter Stimme dieſe Worte in die Ohren: „Verwegener, warum beunruhigſt Du mein Luftrevier mit Deinem Federſpiel? Den Frevel ſollſt Du mit Deinem Leben büßen.“ — Aus dieſer Vogelſprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu beſtehen habe. Er faßte Mut und ſprach: „Gemach, Herr Adler, gemach! Was habe ich Euch getan? Mein Falke hat ſeine Schuld ja abgebüßt; den laß' ich Euch, ſtillt Euren Appetit.“ — „Nein,“ fuhr der Adler fort, „mich lüſtet eben heut' nach Menſchenfleiſch, und Du ſcheinſt mir ein fetter Fraß.“ — „Pardon, Herr Adler,“ ſchrie der

Graf in Todesangſt, „heiſcht, was Ihr wollt von mir, ich geb' es Euch, nur ſchont meines Lebens.“ — „Wohl gut,“ verſetzte der mörderiſche Vogel, „ich halte Dich beim Wort; Du haſt zwei ſchöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Verheiß' mir Deine Adelheid zur Frau, ſo laſſ' ich Dich mit Frieden ziehen und löſe ſie von Dir mit zwei Stufen Gold, jede einen Zentner ſchwer. In ſieben Wochen führ' ich mein Liebchen heim.“ — Hierauf ſchwang ſich das Ungetüm hoch empor und verſchwand in den Wolken.

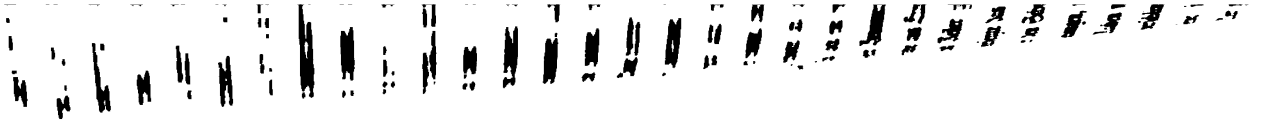
In der Not iſt einem alles feil. Da der Vater ſah, daß der Handel mit den Töchtern ſo gut vonſtatten ging, gab er ſich über ihren Verluſt zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemut nach Hauſe und verhehlte ſorgfältig ſein Abenteuer, teils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, teils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht ſchwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe ſich verflogen. — Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geſchickte Weberin und ſchnitt eben damals ein Stück köſtlicher Leinwand vom Webſtuhle, ſo fein wie Battiſt, welche ſie unfern der Burg auf einem friſchen Raſenplatze bleichte. Sechs Wochen und ſechs Tage vergingen, ohne daß die ſchöne Spinnerin ihr Schickſal ahnte; obgleich der Vater, der doch etwas ſchwermütig wurde, als der Termin der Heimſuchung nahte, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längſt vergeſſen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das ſchwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondriſche Grillen. Sie hüpfte ſorglos bei Anbruch des beſtimmten Tages hinaus auf den Bleichraſen und breitete ihre Leinwand aus, damit ſie vom Morgentau getränkt würde. Wie ſie ihre Bleiche beſchickt hatte und nun ein wenig umherſchaute, ſah ſie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht; darum verbarg ſie ſich hinter einem wilden Roſenbuſch, der eben in voller Blüte ſtand, und gloſtete hervor, die prächtige Kavalkade zu ſchauen. Der ſchönſte Ritter aus dem

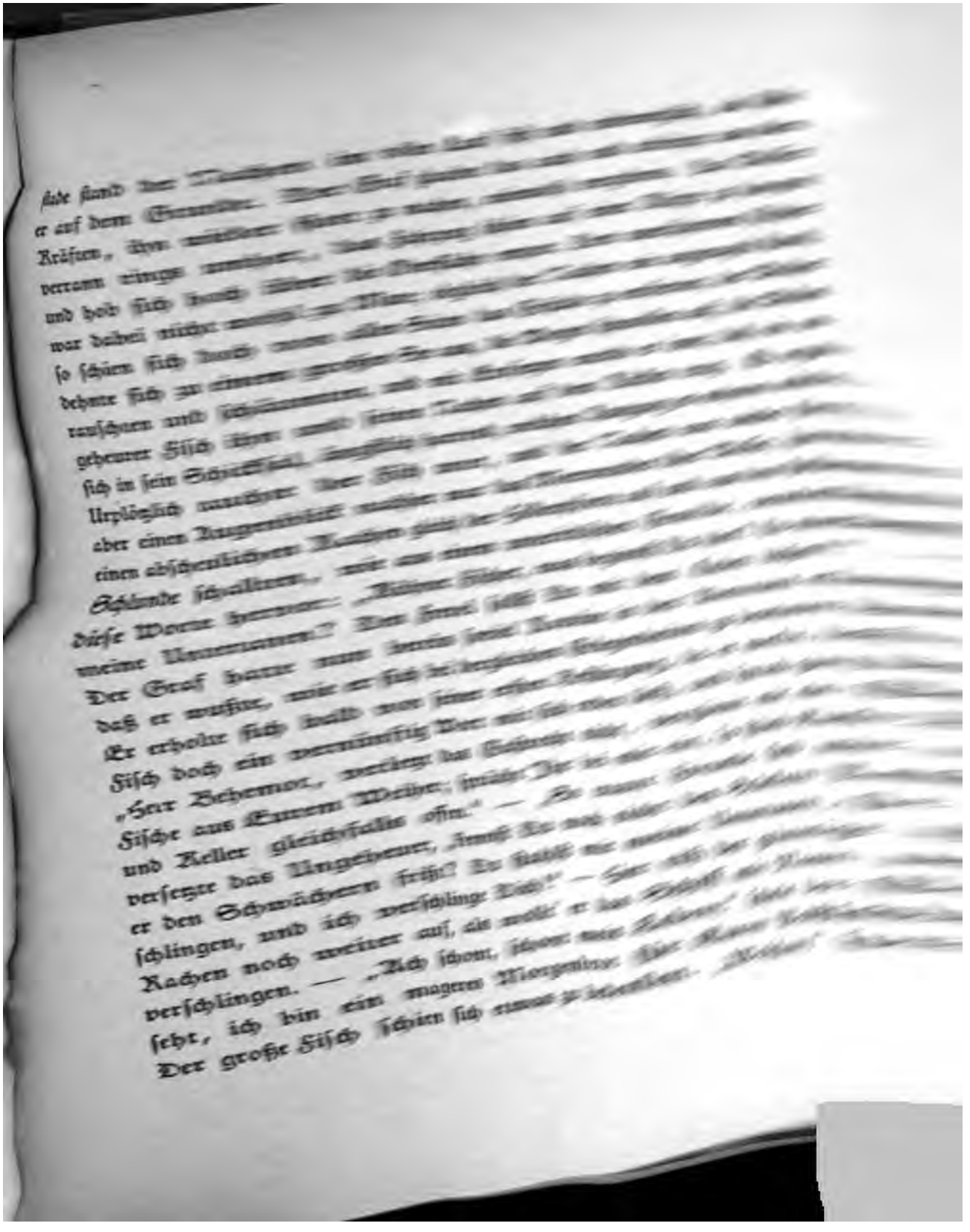
Haufen, ein junger ſchlanker Mann in offnem Helm, ſprengte an den Buſch und ſprach mit ſanfter Stimme: „Ich ſehe Dich, ich ſuche Dich, ſein Liebchen, ach, verbirg Dich nicht; raſch ſchwing' Dich hinter mich aufs Roß, Du ſchöne Adlerbraut!“ — Adelheid wußte nicht, wie ihr geſchah, da ſie dieſen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß; aber der Beiſatz, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erſtarren; ſie ſank ins Gras, ihre Sinne umnebelten ſich, und beim Erwachen befand ſie ſich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indes das Frühſtück, und als Adelheid dabei fehlte, ſchickte ſie die jüngſte Tochter hinaus, zu ſehen, wo ſie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter ahnte nichts Gutes; ſie wollte ſehen, wo ihre Töchter ſo lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Der Papa merkte, was vorgegangen ſei; das Herz ſchlug laut in ſeiner Bruſt. Er ſchlich ſich auch nach dem Raſenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach Adelheid ſuchten und ängſtlich ſie beim Namen riefen; er ließ ſeine Stimme gleichfalls weidlich erſchallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umſuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn vor dem Roſenbuſche vorüber; da ſah er etwas blinken, und wie er's genau betrachtete, waren's zwei goldene Eier, jedes einen Zentner ſchwer. Nun konnte er nicht länger anſtehn, ſeiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. — „Schandbarer Seelenverkäufer,“ rief ſie aus, „o Vater! o Mörder! Opferſt Du um ſchändlichen Gewinnes willen alſo Dein Fleiſch und Blut dem Moloch auf?“ — Der Graf, ſonſt wenig beredſam, machte jetzt ſeine Apologie aufs beſte und entſchuldigte ſich mit der dringenden Gefahr ſeines Lebens. Aber die troſtloſe Mutter hörte nicht auf, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen. Er wählte alſo das ſouveräne Mittel, allem Wortſtreit ein Ende zu machen: er ſchwieg und ließ ſeine Dame reden, ſo lange ſie wollte, brachte indeſſen die goldenen Eier in Sicherheit und wälzte ſie gemachſam vor ſich her, legte darauf wohlſtandshalber drei Tage lang Familientrauer an und dachte nur darauf, ſeine vorige Lebensart zu beginnen.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elysium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feten wechselten täglich ab. Fräulein Berta glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszuteilen und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zogen von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin; aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Berta kürte und wählte so lange, bis die goldenen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, auf die Größe der Haselnüsse reduziert waren. Die gräflichen Finanzen gerieten wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden allgemach, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Eremitage an, und die gräfliche Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmutig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer und fand keines, weil er den Zauberwald scheute.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er gleich sich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freute er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe; er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen, als er tragen konnte, und ruderte, vergnügt über diese Beute, dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Ge-





ſtade ſtand der Nachen im vollen Lauf feſt und unbeweglich, als ſäße er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, wiewohl vergebens. Das Waſſer verrann rings umher, das Fahrzeug ſchien auf einer Klippe zu hangen und hob ſich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrenen Fiſcher war dabei nicht wohl zu Mute; obgleich der Nachen wie angenagelt ſtand, ſo ſchien ſich doch von allen Seiten das Geſtade zu entfernen, der Weiher dehnte ſich zu einem großen See aus, die Wogen ſchwollen auf, die Wellen rauſchten und ſchäumten, und mit Entſetzen wurde er inne, daß ein ungeheurer Fiſch ihn und ſeinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab ſich in ſein Schickſal, ängſtlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Urplötzlich tauchte der Fiſch unter, und der Nachen war wieder flott; aber einen Augenblick nachher war das Meerwunder über Waſſer, ſperrte einen abſcheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf und aus dem finſtern Schlunde ſchallten, wie aus einem unterirdiſchen Gewölbe, vernehmlich dieſe Worte hervor: „Kühner Fiſcher, was beginnſt Du hier? Du mordeſt meine Untertanen? Den Frevel ſollſt Du mit dem Leben büßen!“ — Der Graf hatte nun bereits ſoviel Routine in den Abenteuern erlangt, daß er wußte, wie er ſich bei dergleichen Gelegenheiten zu benehmen hatte. Er erholte ſich bald von ſeiner erſten Beſtürzung, da er merkte, daß der Fiſch doch ein vernünftig Wort mit ſich reden ließ, und ſprach ganz dreiſt: „Herr Behemot, verletzt das Gaſtrecht nicht, vergönnt mir ein Gericht Fiſche aus Eurem Weiher; ſprächt Ihr bei mir ein, ſo ſtünd Euch Küche und Keller gleichfalls offen.“ — „So traute Freunde ſind wir nicht,“ verſetzte das Ungeheuer, „kennſt Du noch nicht des Stärkern Recht, daß er den Schwächern frißt? Du ſtahlſt mir meine Untertanen, ſie zu verſchlingen, und ich verſchlinge Dich!“ — Hier riß der grimmige Fiſch den Rachen noch weiter auf, als wollt' er das Schiff mit Mann und Maus verſchlingen. — „Ach ſchont, ſchont mein Leben,“ ſchrie der Graf, „Ihr ſeht, ich bin ein mageres Morgenbrot für Euren Walfiſchbauch!“ — Der große Fiſch ſchien ſich etwas zu bedenken. „Wohlan,“ ſprach er, „ich

weiß. Du haſt eine ſchöne Tochter; verheiß' mir die zum Weibe und nimm Dein Leben zum Gewinn." — Als der Graf hörte, daß der Fiſch aus dieſem Tone zu reden anfing, verſchwand ihm alle Furcht. — „Sie ſteht zu Befehl," ſprach er, „Ihr ſeid ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater ſein Kind verſagen wird. Doch, womit löſet Ihr die Braut nach Landesbrauch?" — „Ich habe," erwiderte der Fiſch, „weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieſer See liegt ein großer Schatz von Perlenmuſcheln; Du darfſt nur fordern." — „Nun," ſagte der Graf, „drei Himten Zahlperlen ſind wohl nicht zu viel für eine ſchöne Braut." — „Sie ſind Dein," beſchloß der Fiſch, „und mein die Braut; in ſieben Monden führ' ich mein Liebchen heim." — Hierauf ſtürmte er luſtig mit dem Schwanze und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte ſeine Forellen heim, ließ ſie ſieden und ſich dieſe Karthäuſermahlzeit nebſt der Gräfin und der ſchönen Berta wohl ſchmecken, und die letztere ahnte nicht, daß ihr dies Mahl teuer würde zu ſtehen kommen. Unterdeſſen nahm der Mond ſechsmal ab und zu, und der Graf hatte ſein Abenteuer beinahe vergeſſen; als aber der Silbermond zum ſiebentenmal ſich zu runden begann, dachte er an die bevorſtehende Kataſtrophe, und um kein Augenzeuge davon zu ſein, drückte er ſich ab und unternahm eine kleine Reiſe ins Land. In der ſchwülen Mittagsſtunde, am Tage des Vollmonds, ſprengte ein ſtattliches Geſchwader Reiter ans Schloß; die Gräfin, beſtürzt über ſo vielen fremden Beſuch, wußte nicht, ob ſie die Pforte öffnen ſollte oder nicht. Als ſich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgetan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlſtandes und Überfluſſes in der Burg den Turnieren beigewohnt und zu Schimpf und Ernſt geſtochen, auch manchen Ritterdank von der ſchönen Berta Hand empfangen und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch ſeit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verſchwunden. Die gute Gräfin ſchämte ſich vor dem edlen Ritter und ſeinem Gefolge ihrer großen Armut, daß ſie nichts hatte, ihm aufzutiſchen. Er aber trat ſie freundlich an und bat nur um einen Trunk

frisch Wasser aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu tun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nannte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Berta eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kristallene Schale; er empfing solche aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und tat ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, daß sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehte sie sich nach der Tür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde; sie sah weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war kein Ritter, kein Knappe; sie rief ihre Tochter Berta, suchte sie im ganzen Hause und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübnis nicht zu. Sie überließ sich ganz ihrem Schmerz und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnte ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es getan hätte; denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und fragte nur nach den Erbsäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinsten Wasser. Sie sah wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte,

bekam von ſeinem Reichtum und Stande eine gute Meinung und tröſtete ſich damit, daß dieſer Eidam kein Ungeheuer, ſondern ein ſtattlicher Ritter ſei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun gingen die Eltern zwar aller ſchönen Töchter verluſtig; aber ſie beſaßen einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Teil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend war ein Gewühl von Kaufleuten und Juden im Schloſſe, um die köſtlichen Zahlperlen zu handeln. Der Graf löſte ſeine Städte ein, tat das Waldſchloß an einen Lehnsmann aus, bezog ſeine vormalige Reſidenz, richtete den Hofſtaat wieder an und lebte nicht mehr als ein Verſchwender, ſondern als ein guter Wirt; denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand ſich in großer Behaglichkeit; nur die Gräfin konnte ſich über den Verluſt ihrer Fräuleins nicht beruhigen; ſie trug beſtändig Trauerkleider und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte ſie, ihre Berta mit dem reichen Perlenritter wiederzuſehen, und wenn ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnte ſie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermochte es endlich nicht länger über ſich, ſie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Bettkammer, welche ſo manchem Männergeheimnis Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieſer herrliche Eidam ein ſcheußlicher Fiſch ſei. — „Ach," ſeufzte die Gräfin, „ach, ich unglückliche Mutter! Hab' ich darum Kinder geboren, daß ſie ein Raub grauſender Ungeheuer werden ſollten? Was iſt alles Erdenglück, was ſind alle Schätze für eine kinderloſe Mutter?" — „Liebes Weib," antwortete der Graf, „beruhigt Euch, es iſt nun einmal nicht anders; wenn's von mir abhinge, ſollte es Euch an Kinderſegen nicht gebrechen." — Die Gräfin nahm dieſe Worte zu Herzen und meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß ſie altere und die Unfruchtbare im Hauſe ſei; denn er war noch ein feiner rüſtiger Mann. Darüber betrübte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie in große Schwermut fiel, und Freund Hain wäre ihr wohl ein willkommener Gaſt geweſen, wenn er bei ihr eingeſprochen hätte.

*

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Teil an den Leiden ihrer guten Frau, jammerten und weinten mit ihr, und ſuchten ſie zuzeiten auch durch Sang und Saitenſpiel aufzuheitern; aber ihr Herz war der Freuden nicht mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weiſen Rat, wie der Geiſt des Trübſinns weggebannt werden möchte; gleichwohl war nichts zu erdenken, den Kummer der Gräfin zu mindern. Die Jungfrau, welche ihr das Handwaſſer reichte, war vor allen andern Dirnen klug und ſittſam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten; ſie hatte ein empfindſames Herz, und der Schmerz ihrer Herrſchaft lockte ihr manche Träne ins Auge. Um nicht vorlaut zu ſcheinen, hatte ſie immer geſchwiegen; endlich konnte ſie dem innern Drange nicht widerſtehen, auch ihren guten Rat zu erteilen. — „Edle Frau," ſagte ſie, „wenn Ihr mich hören wolltet, ſo wüßte ich Euch wohl ein Mittel zu ſagen, die Wunden Eures Herzens zu heilen." — Die Gräfin ſprach: „Rede!" — Unfern von Eurer Reſidenz," fuhr die Jungfrau fort, „wohnt ein frommer Einſiedler in einer ſchauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Not ihre Zuflucht nehmen; wie wär's, wenn Ihr von dem heiligen Manne Troſt und Hilfe begehrtet? Wenigſtens würde ſein Gebet Euch die Ruhe Eures Herzens wiedergeben." — Der Gräfin gefiel dieſer Vorſchlag; ſie hüllte ſich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, er-

öffnete ihm ihr Anliegen, beſchenkte ihn mit einem Roſenkranze von Zahlperlen und bat um ſeinen Segen, welcher ſo kräftig war, daß, ehe ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war und eines jungen Sohnes genas.

Groß war die Freude der Eltern über den holden Spätling; die ganze Grafſchaft verwandelte ſich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeiten bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald das Wunderkind. Der Knabe war ſchön wie Amor ſelbſt, und ſeine Erziehung wurde mit ſolcher Sorgfalt betrieben, als wenn die Morgenröte der philanthropiſtiſchen Methode damals ſchon wäre angebrochen geweſen. Er wuchs luſtig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Troſt, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, ſo verloſch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtnis. Oft, wenn ſie den kleinen lachenden Reinald in die Arme ſchloß, träufelte eine Zähre auf ſeine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmütig: „Gute Mutter, was weinſt Du?“ — Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Urſache ihres geheimen Kummers; denn außer dem Gemahl wußte niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingeſchwunden waren. Manche ſpekulativen Köpfe wollten wiſſen, ſie wären von irrenden Rittern entführt worden, was damals nichts Ungewöhnliches war; andere behaupteten, ſie lebten in einem Kloſter verſteckt; noch andere wollten ſie im Gefolge der Königin von Burgund oder der Gräfin von Flandern geſehen haben. Durch tauſend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter dennoch das Geheimnis ab; ſie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schweſtern nach allen Umſtänden, und er verlor kein Wort von dieſen Wundergeſchichten aus ſeinem Herzen. Nun hatte er keinen andern Wunſch als den, wehrhaft zu ſein, um auf das Abenteuer auszugehen, ſeine Schweſtern im Zauberwalde aufzuſuchen und ihren Zauber zu löſen. Sobald er zum Ritter geſchlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heereszug, wie er vorgab, nach Flandern

zu tun. Der Graf freute ſich des ritterlichen Mutes ſeines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von ſich, ſo ungern auch die ſorgſame Mutter in den Abſchied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter ſeine Vaterſtadt im Rücken, ſo verließ er die Heerſtraße und trabte mit romantiſchem Mute auf das Waldſchloß zu, begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohl hielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch alles in ſüßem Schlummer lag, ſattelte er ſein Roß, ließ ſein Gefolge zurück und jagte voll Mut und Jugendfeuer nach dem bezauberten Wald hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüſch, und vom Huf ſeines Pferdes ſchallten die ſchroffen Felſen wieder. Alles um ihn her war einſam und öde, und die dichtverwachſenen Bäume ſchienen dem jungen Wagehals den weitern Eingang mitleidig zu verſperren. Er ſtieg vom Pferde, ließ es graſen und machte ſich mit ſeinem Schwert einen Weg durch den Buſch, klimmte an ſteilen Felſen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Tal, durch welches ſich ein klarer Bach ſchlängelte. Er folgte den Krümmungen desſelben; in der Ferne öffnete eine Felſengrotte ihren unterirdiſchen Schlund, vor welcher etwas, das einer menſchlichen Figur ähnlich war, ſich zu regen ſchien. Der kecke Jüngling verdoppelte ſeine Schritte, nahm den Weg zwiſchen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch und ſah eine junge Dame im Graſe ſitzen, die einen kleinen ungeſtalten Bären auf dem Schoße liebkoſte, indes noch ein größerer um ſie ſchäkerte, bald ein Männchen machte, bald einen poſſierlichen Purzelbaum ſchlug, welches Spiel die Dame ſehr zu amüſieren ſchien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für ſeine Schweſter Wulfild und ſprang haſtig aus ſeinem Hinterhalt hervor, ſich ihr zu entdecken. Sobald ſie aber den jungen Mann erblickte, tat ſie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bären ins Gras, ſprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmütiger Stimme und ängſtlicher Gebärde alſo an:

„O Jüngling, welcher Unglücksstern führt Dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt alle Menschenkinder, die seiner Wohnung nahen; flieh' und errette Dich!" — Er neigte sich züchtiglich gegen die bildschöne Dame und antwortete: „Fürchtet nichts, holde Gebieterin; ich kenne diesen Wald und seine Abenteuer, und komme, den Zauber zu lösen, der Euch hier gefangen hält." — „Tor!" sprach sie, „wer bist Du, daß Du es wagen darfst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst Du das?" — Er: „Mit diesem Arm und durch dieses Schwert! Ich bin Reinald das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drei schöne Töchter raubte. Bist Du nicht Wulfild, seine Erstgeborene?" — Ob dieser Rede entsetzte sich die Dame noch mehr und staunte den Jüngling mit stummer Verwunderung an. Er nutzte diese Pause und legitimierte sich durch so viel Familiennachrichten, daß sie nicht zweifeln konnte, Reinald sei ihr Bruder. Sie umhalste ihn zärtlich; aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der augenscheinlichen Gefahr, worin sein Leben schwebte.

Sie führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu beherbergen. In diesem weiten düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bett, mit rotem Damast behangen und mit goldenen Tressen besetzt, für die Dame. Reinald mußte sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen und da sein Schicksal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch war ihm bei Leib und Leben untersagt; besonders prägte ihm die angstvolle Schwester wohl ein, weder zu husten, noch zu niesen. Kaum war der junge Waghals an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein und schnoberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgespürt und ihn zerrissen. Wulfild saß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen; denn sie sah bald, daß der Herr Gemahl seine Bärenlaune hatte, weil er vermutlich den fremden Gast in der

Höhle merkte. Sie unterließ deshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkosen, streichelte ihn sanft mit ihrer sammetweichen Hand den Rücken hinab und kraute ihm die Ohren; aber das grämliche Vieh schien wenig auf diese Liebkosungen zu achten. „Ich wittre Menschenfleisch," murmelte der Fresser aus seiner weiten Kehle. — „Herzensbär," sagte die Dame, „Du irrst Dich, — wie käm' ein Mensch in diese traurige Einöde?" — „Ich wittre Menschenfleisch," wiederholte er und spionierte um das seidene Bette seiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zumute. Ungeachtet seiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirn; indessen machte die äußerste Verlegenheit die Dame herzhaft und entschlossen. — „Freund Bär," sprach sie, „bald treibst Du mir's zu bunt; fort hier von meiner Lagerstatt, sonst fürchte meinen Zorn!" — Der Schnauzbär kümmerte sich wenig um diese Drohung; er hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu tosen. Allein so sehr er auch Bär war, so stand er gleichwohl unter dem Pantoffel seiner Dame; wie er Miene machte, seinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte sich Wulfild ein Herz und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demütig auf seine Streu kroch, sich niedertat, brummend an den Tatzen sog und seine Jungen leckte. Bald darauf schlief er ein und schnarchte wie ein Bär. Hierauf erquickte die traute Schwester ihren Bruder mit einem Glase Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, guten Muts zu sein, nun sei die Gefahr größtenteils vorüber. Reinald war von seinem Abenteuer so ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel und mit dem Schwager Bär um die Wette schnarchte.

Beim Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten; die Morgensonne blickte freundlich zwischen den aufgezogenen Gardinen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Taburetts seine Kleider und die ritterliche Waffenrüstung; auch stand ein silbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu schellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der schaudervollen

Höhle in einen prächtigen Palaſt verſetzt worden ſei, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieſer Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, frug nach ſeinen Befehlen und meldete, daß ſeine Schweſter Wulfild und ihr Gemahl Albrecht der Bär ſeiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß an die Stirn trat, ſo ließ er ſich doch raſch ankleiden, trat ins Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Heiducken antraf, und mit dieſem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorſäle zum Audienzzimmer, wo ihn ſeine Schweſter mit dem Anſtande einer Fürſtin empfing. Neben ſich hatte ſie zwei allerliebſte Kinder, einen Prinzen von ſieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albrecht der Bär herein, der jetzt ſein grauſendes Anſehen und alle Eigenſchaften eines Bären abgelegt hatte und als der liebenswürdigſte Prinz erſchien. Wulfild präſentierte ihren Bruder an ihn, und Albrecht umhalſte ſeinen Schwager mit aller Wärme der Freundſchaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all ſeinem Hofgeſinde durch einen feindſeligen Zauber auf Tage verzaubert. Das heißt, er genoß die Vergünſtigung, alle ſieben Tage von einer Morgenröte bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die ſilbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgentau aufs Land; das Schloß verwandelte ſich in einen ſchroffen, unerſteiglichen Felſen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Kaskaden in ſtehende, trübe Sümpfe, der Inhaber des Schloſſes wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dächſe und Marder; Hofdamen und Zofen verwandelten ſich in Eulen und Fledermäuſe, die Tag und Nacht girrten und wehklagten. An einem ſolchen Tage der Entzauberung war es, wo Albrecht ſeine Braut heimführte. Die ſchöne Wul-

ſild, die ſechs Tage geweint hatte, daß ſie an einen zottigen Bären vermählt werden ſollte, ließ ihren Trübſinn ſchwinden, als ſie ſah, daß ſie ſich in den Armen eines jungen, wohlgemachten Ritters befand, der ſo minniglich ſie umfaßte und ſie in einen herrlichen Palaſt einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von ſchönen Dirnen in Myrtenkränzen mit Geſang und Saitenſpiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entledigt und mit königlichem Brautſchmuck angetan. Ob ſie gleich nicht eitel war, ſo konnte ſie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgeſtalt nicht verhehlen, da ihr die kriſtallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tauſend Schmeicheleien ſagten. Ein ſplendides Gaſtmahl folgte auf die Vermählungszeremonie, und ein glänzender Bal paré beſchloß die Feierlichkeit des feſtlichen Tages. Die reizende Braut atmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage nach der Sitte der keuſchen Vorwelt ſich zum erſtenmal in ihrem jungfräulichen Herzen regten, und das widernde Bärenideal war ganz aus ihrer Phantaſie verdrängt. In der Mitternachtsſtunde wurde ſie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond, von Freude belebt, ihre goldenen Flügel zu regen ſchienen, da das liebende Paar hineintrat. — Der ſüßeſte Morgentraum ſchwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuß gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte; wie groß war ihr Erſtaunen, da ſie ihn nicht an ihrer Seite fand und, den ſeidenen Vorhang aufhebend, ſich in ein düſteres Kellergewölbe verſetzt ſah, wo das gebrochene Tageslicht durch den Eingang hineinfiel und nur eben ſo viel Hellung gab, daß ſie einen furchterweckenden Bären wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübſinnig nach ihr hinblickte.

Sie ſank auf ihr Lager zurück und ſtarb vor Entſetzen hin. Nach einer langen Pauſe kam ſie erſt wieder zu ſich und ſammelte ſo viele Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindſame Bär

konnte es nicht aushalten, dieſe Jammerſzene mit anzuſehen; er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über ſein hartes Schickſal auszukeuchen. Schwerfällig hob er ſich vom Lager und zottete brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am ſiebenten Tage, kurz vor der Verwandlung, zurückkehrte. Die ſechs traurigen Tage wurden der untröſtbaren Dame zu Jahren. Über der hochzeitlichen Freude hatte man aus der Acht gelaſſen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfriſchungen zu verſehen; denn über alle lebloſen Dinge, welche die ſchöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemahl würde auch ſelbſt in ihren Umarmungen in der Stunde der Verwandlung zum Bären geworden ſein. In der Beklommenheit ihres Herzens ſchmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu gedenken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungeſtüm und erregte einen wilden Heißhunger, der ſie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu ſuchen. Sie ſchöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Waſſer aus dem vorüberrieſelnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen, trockenen Lippen, pflückte einige Hanbutten und Brombeeren und verſchlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die ſie gierig auflas und noch eine Schürze voll aus mechaniſchem Inſtinkt mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war ſie wenig bekümmert, ſie wünſchte nichts ſehnlicher als den Tod.

Mit dieſem Wunſche ſchlief ſie am Abend des ſechſten Tages ein und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches ſie als Braut eingetreten war; ſie fand da alles noch in der nämlichen Ordnung, wie ſie es verlaſſen hatte, und den ſchönſten zärtlichſten Gemahl an ihrer Seite, der in den rührendſten Ausdrücken ihr ſein Mitleid über den traurigen Zuſtand bezeigte, in welchen ſeine unwiderſtehliche Liebe zu ihr ſie gebracht hätte, und ſie mit Tränen in den Augen um Verzeihung bat; er erklärte ihr die Beſchaffenheit des Zaubers, daß jeder ſiebente Tag ſolchen unwirkſam mache und alles in ſeiner natürlichen Geſtalt darſtelle.

Mathilde wandte damit der Fürstinnen innen Gemahls gewiss, sie bedachten daß eine Ehe noch gar genug wäre, wo der siebente Tag immer heiter sei, und daß nur der glücklichsten der Ehen sich darin Jahrzeiten abwenden können; sie stand sich in der Schrift, wenigst Liebe mit Liebe und machte ihren Mitmenschen zum glücklichsten Leben unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhütte zu darben, ging sie jahrzeit, wenn sie zur Tafel ging, ein Paar neue Pölchen an; darin bedienen sie nur Kunstreich, süßen Genossen und anderem köstlichen Obst. Auch den gewöhnlichen Tischschmuck ihres Herrn, der ins Schlafgemach gestellt wurde, verbesserte sie ungefähr in ihrer Verlobte, und in neuen Bücher und Kasten immer für die Zeit der Nachtwachen gewünscht bestellt. Einundzwanzig Jahre hatte sie bereits im Zauberwalde verlebt, und durch lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verändert, und nur der wachsthätige Liebe des edlen Paares noch Gefühl des ersten männlichen Instinkts. Die Nacht Nacht bekämpfte alle anziehenden Bedürfnisse ungeachtet allmächtigen ihre Kräfte; auch in der Zauberwelt wurde sie mit großer Sorgfalt und Sorgen darüber und wehrte allem Verschleiß und die allmählichen Veränderungen der Zeit ab, solange durch die besorgenden Eingriffe der Zauberei die Dinge dieser Umgebung ihrer Vergänglichkeit entzogen sind. Laut Sagen der heiligen Legende liegen die sieben Siebenschläfer, nachdem sie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeschlafen hatten, so munter und rüstig aus den Römischen Katakomben hervor, wie sie hineingegangen waren, und hatten nur um eine einzige Nacht gedauert. Die schöne Mathilde hatte nach der Verwandlung der guten Nacht Nacht in den einundzwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt und befand sich noch in der vollen Blüte des weiblichen Alters. Eben diese Beschaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofstaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden Kinde auf einer Promenade im Park, unter einer Laube, worum sich wilder Jasmin und Hülle flechtendes Geißblatt zusammen verflochten. Der glückliche Tag schwand

unter dem Gepränge einer bunten Hofjagd und wechselseitigen Freundschaftsbezeigungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein; nachher war Appartement und Spiel, ein Teil der Höflinge lustwandelte mit den Damen im Park, andern Scherz und Männerspiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgalerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen gespeist wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsstunde; Waldfild versorgte nach Gewohnheit ihre Taschen und riet ihrem Bruder, seine Taschen auch nicht zu vergessen. Als abgetragen war, schien Albrecht unruhig zu werden und flüsterte seiner Gemahlin etwas ins Ohr; sie nahm darauf ihren Bruder beiseite und sprach wehmütig also: „Geliebter Bruder, wir müssen uns scheiden; die Stunde der Verwandlung ist nicht mehr fern, wo alle Freuden dieses Palastes hinschwinden; Albrecht ist um Dich bekümmert, er fürchtet für Dein Leben; er würde dem tierischen Instinkt nicht widerstehen können, Dich zu zerreißen, wenn Du die bevorstehende Katastrophe hier abwarten wolltest; verlaß diesen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück." — „Ach," erwiderte Reinald, „es begegne mir, was das Verhängnis über mich beschlossen hat; scheiden kann ich mich nicht von Euch, Ihr Lieben! Dich, o Schwester, aufzusuchen, war mein Beginnen und da ich Dich gefunden habe, verlasse ich diesen Wald nicht ohne Dich. Sag', wie ich den mächtigen Zauber lösen kann." — „Ach," sprach sie, „den vermag kein Sterblicher zu lösen!" — Hier mischte sich Albrecht ins Gespräch, und wie er den kühnen Entschluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von seinem Vorhaben so kräftig ab, daß dieser endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Tränen der zärtlichen Schwester nachgeben und zum Abschiede sich bequemen mußte.

Signor Albrecht umarmte den wackeren Jüngling brüderlich, und nachdem dieser seine Schwester umhalst hatte und nun scheiden wollte, zog Albrecht seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte sie in ein Papier und reichte sie dem Ritter gleichsam scherzweise als ein

Wahrzeichen, ſich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. — „Doch," ſetzte er ernſthaft hinzu, „verachtet nicht dieſe Kleinigkeit: ſollte Euch irgend einmal Hilfe nottun, ſo reibt dieſe drei Haare zwiſchen den Händen und erwartet den Erfolg." — Im Schloßhofe ſtand ein prächtiger Phaeton mit ſechs Rappen beſpannt, nebſt vielen Reitern und Dienern. Reinald ſtieg hinein. — „Ade, mein Bruder!" rief Albrecht der Bär am Schlage. — „Adę, mein Bruder!" antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon. Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, bergauf bergab, durch Wüſten und Wälder, über Steppen und Felder, ſonder Ruh noch Raſt, im vollen Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; urplötzlich verloſchen alle Windlichter, Reinald fand ſich unſanft auf die Erde geſetzt und wußte nicht, wie ihm geſchah; der Phaeton mit Roß und Wagen war verſchwunden; aber bei dem Schimmer der Morgenröte ſah er ſechs ſchwarze Ameiſen zwiſchen ſeinen Füßen hingaloppieren, die eine Nußſchale fortzogen. Der mannliche Ritter wußte ſich das Abenteuer nun leicht zu erklären; er hütete ſich ſorgfältig, eine Ameiſe etwa unverſehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er ſich noch innerhalb der Grenzen des Waldes befand, beſchloß er, ſeine beiden jüngeren Schweſtern gleichfalls aufzuſuchen und, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, ſie zu entzaubern, ihnen wenigſtens einen Beſuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Wald umher, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß. Eben hatte er die letzten Überbleibſel eines Milchbrotes von Schwager Albrecht des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über ſich in der Luft etwas rauſchen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchſchneidet; er ſchaute auf und erblickte einen mächtigen Adler, der ſich aus der Luft auf ein Neſt herabließ, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über dieſe Entdeckung hocherfreut, verbarg ſich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach ſieben Stunden hob er ſich vom Neſte; alsbald

trat der lauſchende Jüngling hervor ins Freie und rief mit lauter Stimme: „Adelheid, geliebte Schweſter, wenn Du auf dieſer hohen Eiche hauſeſt, ſo antworte meiner Stimme; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich ſucht und die Banden des mächtigen Zaubers zu zerſtören ſtrebt, die Dich feſſeln.“ — Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine ſanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: „Biſt Du Reinald das Wunderkind, ſo ſei willkommen Deiner Schweſter Adelheid; ſäume nicht, zu ihr heraufzuklimmen, die Troſtloſe zu umarmen.“ — Entzückt über dieſe frohe Botſchaft, wagte der Ritter freudig den Verſuch, den hohen Baum hinaufzuklettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm; aber der war zu dick, ihn zu umklaftern, und die nächſten Äſte viel zu hoch, ſie zu erfaſſen. Indem er begierig auf Mittel ſann, ſeinen Zweck zu erreichen, fiel eine ſeidene Strickleiter herab, durch deren Beihilfe er bald bis in den Gipfel des Baumes zu dem Adlerneſte gelangte; es war ſo geräumig und ſo feſt gebaut, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand ſeine Schweſter unter einem Thronhimmel ſitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, inwendig mit roſenfarbenem Atlas ausgeſchlagen, auf ihrem Schoße lag ein Adlerei, welches auszubrüten ſie beſchäftigt war. Der Empfang war auf beiden Seiten ſehr zärtlich; Adelheid hatte genaue Kunde von des Vaters Hauſe und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünſcht, alle ſieben Wochen war eine von der Bezauberung frei; in dieſer Zwiſchenzeit hatte er ſeiner Gemahlin zuliebe unerkannterweiſe oft das Hoflager ſeines Schwiegervaters beſucht und ſagte ihr von Zeit zu Zeit an, wie es in ihres Vaters Hauſe ſtand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächſte Verwandlung bei ihr abzuwarten; obgleich der Termin erſt in ſechs Wochen bevorſtand, ſo willigte er doch gern ein. Sie verſteckte ihn in einem hohlen Baum und beköſtigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sofa, das mit Schiffsproviſion, das heißt ſolchen Eßwaren, die ſich konſervieren, auf ſechs Wochen reichlich verſehen war. Sie entließ ihn mit der

wohlmeinenden Vermahnung: „So lieb Dir das Leben iſt, hüte Dich vor Edgars Adlerblick; ſieht er Dich in ſeinem Gehege, ſo iſt's um Dich geſchehen; er hackt Dir die Augen aus und frißt Dir das Herz ab, wie er nur erſt geſtern dreien Deiner Knappen tat, die Dich hier im Walde ſuchten." — Reinald ſchauderte über das Schickſal ſeiner Knappen zurück, verſprach ſeiner wohl zu wahren und harrete in dem Pathmos des hohlen Baumes ſechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit ſeiner Schweſter zu koſen, wenn der Adler vom Neſte flog. Aber für dieſe Prüfung ſeiner Geduld wurde er nachher durch ſieben freudenvolle Tage ſattſam entſchädigt.

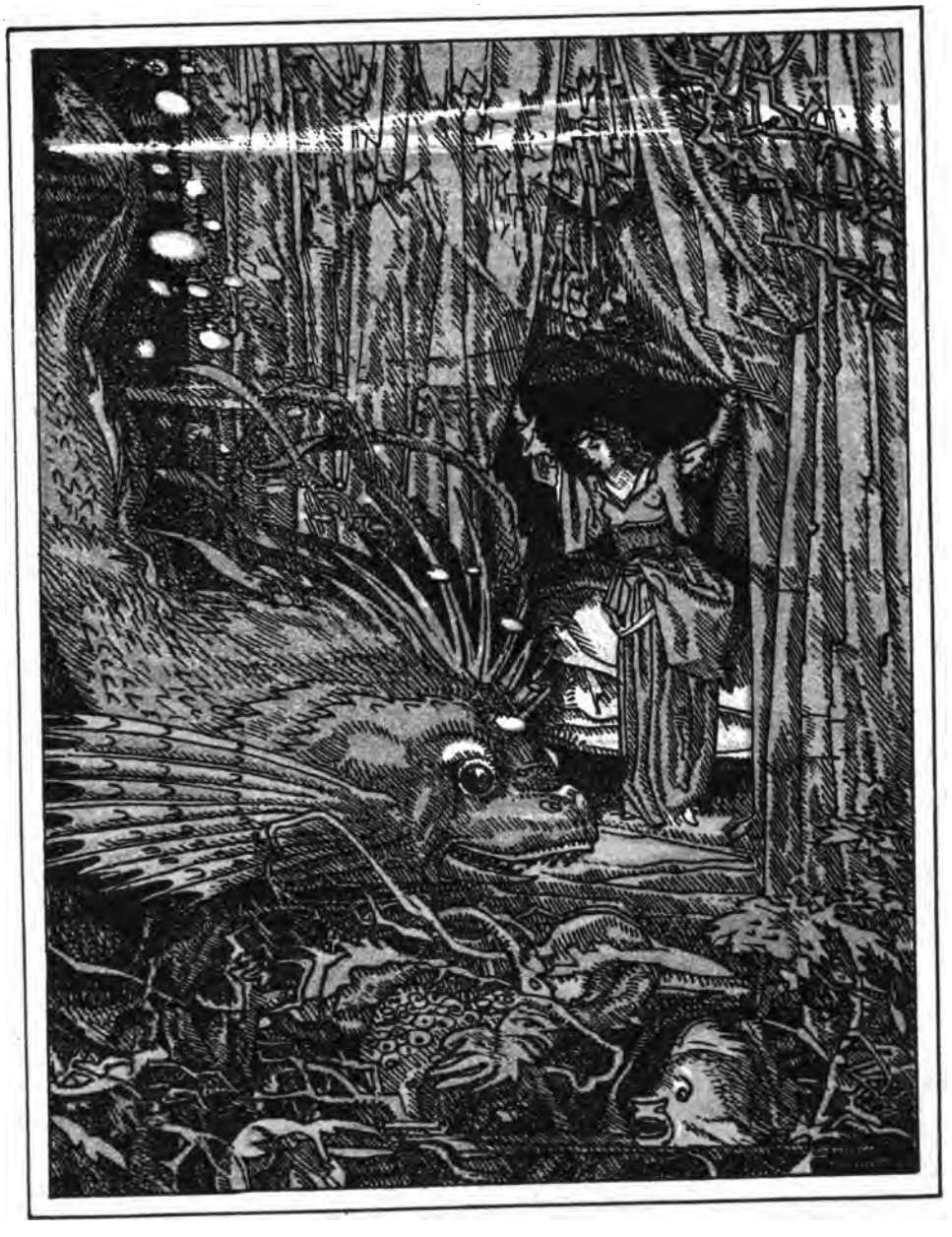
Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundſchaftlich als beim Schwager Bär; ſein Schloß, ſein Hofſtaat, alles war hier ſo wie dort, jeder Tag war ein Freudenfeſt, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geſchwind herbei. Am Abend des ſiebenten Tages entließ Edgar ſeinen Gaſt mit den zärtlichſten Umarmungen; doch warnte er ihn, ſein Gehege wieder zu betreten. — „Soll ich mich," ſprach Reinald wehmütig, „ewig von Euch ſcheiden, Ihr Geliebten? Iſt's nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu löſen, der Euch hier gefangen hält? Hätte ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte ſie alle, Euch zu erlöſen." — Edgar drückte ihm herzlich die Hand: „Dank, edler junger Mann, für Eure Lieb' und Freundſchaft; aber laßt das kecke Unterfangen ſchwinden. Es iſt möglich, unſern Zauber zu löſen; aber Ihr ſollt's, Ihr dürft's nicht. Wer's beginnt, dem koſtet es das Leben, wenn's mißlingt, und Ihr ſollt nicht das Opfer für uns werden." — Durch dieſe Rede wurde Reinalds Heldenmut nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu beſtehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen rötete ein Strahl von Hoffnung, ſeinen Zweck zu erreichen; er drang in den Schwäher Edgar, ihm das Geheimnis mitzuteilen, wie der Zauber des Waldes zu löſen ſei; doch dieſer wollte ihm nichts enträtſeln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu ſetzen. — „Alles, was ich Euch ſagen kann, lieber Kumpan," ſprach er, „iſt, daß Ihr den Schlüſſel der Bezauberungen

finden müßt, wenn es Euch gelingen ſoll, uns zu erlöſen. Seid Ihr vom Schickſal beſtimmt, unſer Befreier zu ſein, ſo werden Euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo Ihr ihn zu ſuchen habt; wo nicht, ſo iſt Torheit all Euer Beginnen." — Hierauf zog er ſeine Brieftaſche hervor und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, ſich ſeiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einſt Hilfe not täte, ſollte er ſie zwiſchen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Darauf ſchieden ſie freundlich auseinander. Edgars Hofmarſchall und das Hofgeſinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporſtrebenden Weimutskiefern und Eibenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges, und als er außerhalb desſelben war, ſchloſſen ſie das Gattertor zu und kehrten eilig zurück; denn die Zeit der Verwandlung ſtand bevor. Reinald ſetzte ſich unter eine Linde, das Wunder mit anzuſehen; der Vollmond leuchtete hell und klar, er ſah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen; doch in der Morgendämmerung war um ihn ein dicker Nebel, und wie dieſen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gattertor verſchwunden; er befand ſich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felſenwand neben einem unermeßlichen Abgrunde.

Der junge Abenteurer blickte rings umher, einen Weg hinab ins Tal zu finden; da wurde er in der Ferne einen See gewahr, deſſen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenſtrahlen verſilberte. Mit großer Mühe arbeitete er ſich den ganzen Tag durch den dichtverwachſenen Wald; ſein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er ſeine dritte Schweſter Berta vermutete; aber je weiter er in den wilden Buſch hineinkam, je undurchdringlicher wurde er; der See verlor ſich aus ſeinen Augen und auch die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Doch gegen Sonnenuntergang ſah er die Waſſerfläche wieder zwiſchen den Bäumen durchſchimmern, als der Wald lichter wurde; dennoch erreichte er das Ufer nicht eher als mit hereinbrechender Nacht. Ermüdet ſchlug er ſein Lager unter einem Feldbaum auf und erwachte nicht eher, bis die Sonne ſchon

hoch am Himmel ſtand. Durch den Schlaf fand er ſich geſtärkt und ſeine Glieder rüſtig und wacker; er ſprang raſch auf und wandelte längs dem Ufer hin, voller Gedanken und Anſchläge, wie er zu ſeiner Schweſter im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er ſeinen Spruch und Gruß erſchallen: „Berta, geliebte Schweſter, hauſeſt Du in dieſem Weiher, ſo gib Antwort auf meine Rede; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, Dein Bruder, der Dich aufſucht, Deinen Zauber zu löſen und Dich aus dieſem naſſen Gefängnis herauszuführen.“ Doch ihm antwortete nichts als das vielſtimmige Echo vom Walde her. — „O ihr lieben Fiſche,“ fuhr er fort, als ganze Scharen rotgeſprenkelter Fohren ans Ufer ſchwammen und den jungen Fremdling anzugaffen ſchienen, „ihr lieben Fiſche, ſagt's Eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen.“ — Er zerpflückte alle Brotfragmente, die er noch in ſeinen Taſchen fand, und warf ſie in den Teich, die Fiſche damit zu beſtechen, ob ſie ſeiner Schweſter von ihm Botſchaft bringen möchten; allein die Fohren ſchnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne ſich um ihren Wohltäter weiter zu bekümmern. Reinald ſah wohl, daß mit ſeiner Fiſchpredigt nichts ausgerichtet war; deshalb verſuchte er auf eine andere Manier ſein Unterfangen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und ſchwimmen konnte er wie eine Waſſermaus; darum reſolvierte er ſich kurz, entkleidete ſich von ſeiner Rüſtung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand und ſprang im Waffenkleide von feuerfarbenem Satin, weil er keines Nachens anſichtig wurde, wie weiland ſein Vater, beherzt in die Fluten, um den Schwager Behemot aufzuſuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verſchlingen und ſchon ein vernünftiges Wort mit ſich reden laſſen, wie er bei meinem Vater tat. Darauf plätſcherte er gefliſſentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und ſchaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

Solange es ſeine Kräfte erlaubten, verfolgte er den naſſen Pfad getroſt, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß; wie er aber anfing zu er-



Wahrzeichen, ſich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. — „Doch," ſetzte er ernſthaft hinzu, „verachtet nicht dieſe Kleinigkeit: ſollte Euch irgend einmal Hilfe nottun, ſo reibt dieſe drei Haare zwiſchen den Händen und erwartet den Erfolg." — Im Schloßhofe ſtand ein prächtiger Phaeton mit ſechs Rappen beſpannt, nebſt vielen Reitern und Dienern. Reinald ſtieg hinein. — „Ade, mein Bruder!" rief Albrecht der Bär am Schlage. — „Adſ, mein Bruder!" antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon. Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, bergauf bergab, durch Wüſten und Wälder, über Steppen und Felder, ſonder Ruh noch Raſt, im vollen Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; urplötzlich verloſchen alle Windlichter, Reinald fand ſich unſanft auf die Erde geſetzt und wußte nicht, wie ihm geſchah; der Phaeton mit Roß und Wagen war verſchwunden; aber bei dem Schimmer der Morgenröte ſah er ſechs ſchwarze Ameiſen zwiſchen ſeinen Füßen hingaloppieren, die eine Nußſchale fortzogen. Der mannliche Ritter wußte ſich das Abenteuer nun leicht zu erklären; er hütete ſich ſorgfältig, eine Ameiſe etwa unverſehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er ſich noch innerhalb der Grenzen des Waldes befand, beſchloß er, ſeine beiden jüngeren Schweſtern gleichfalls aufzuſuchen und, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, ſie zu entzaubern, ihnen wenigſtens einen Beſuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Wald umher, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß. Eben hatte er die letzten Überbleibſel eines Milchbrotes von Schwager Albrecht des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über ſich in der Luft etwas rauſchen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchſchneidet; er ſchaute auf und erblickte einen mächtigen Adler, der ſich aus der Luft auf ein Neſt herabließ, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über dieſe Entdeckung hocherfreut, verbarg ſich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach ſieben Stunden hob er ſich vom Neſte; alsbald

ſprach er, „Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, ſo wird ihn doch Schwager Hai verſchlingen; ich fürchte, in der Anwandlung tieriſcher Wut dem Triebe nicht widerſtehen zu können, ihn hinterzuſchlürfen; und wenn Du ihn mit Deinen zarten Armen umfaßteſt, Du Liebe, ihn zu ſchützen, ſo würde ich Deine kriſtallene Wohnung zertrümmern, daß Dich die hereinſtrömenden Fluten erſäuften, und ihn würde ich in meinen Walfiſchbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt Du, iſt unſre Wohnung jedem Fremdling unzugänglich." — Alles das verhehlte die ſchöne Berta ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: „Kannſt Du mich nicht den Augen des Meerwunders verbergen, wie Deine Schweſtern taten, daß ich hier weile, bis der Zauber ſchwindet?" — „Ach," verſetzte ſie, „wie könnte ich Dich verbergen? Siehſt Du nicht, daß dieſe Wohnung von Kriſtall iſt, und daß alle Wände ſo durchſichtig ſind wie der Eishimmel*)?" — „Es wird doch irgendein undurchſchaubarer Winkel im Hauſe ſein," gegenredete Reinald; „oder biſt Du die einzige deutſche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuſchen vermag?" — Die ſchöne Berta war in dieſer Kunſt ganz unerfahren; ſie ſann und ſann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin ſie ihren Bruder bergen könnte. Er akzeptierte den Vorſchlag ohne Einwendung, verſchränkte das Holz in der durchſichtigen Kammer ſo kunſtreich, wie ein Biber ſeinen unterirdiſchen Bau, und verbarg ſich darin aufs beſte. Die Dame eilte darauf an ihre Toilette, ſetzte ſich ſo reizend auf als möglich, legte eines der ſchönſten Kleider an, das ihren ſchlanken Wuchs begünſtigte, ging ins Audienzgemach, harrend auf den Beſuch ihres Gemahls, des Delphins, und ſtand da ſo minniglich wie eine der drei Grazien in der Einbildungskraft eines Dichters. Alſo der Delphin konnte des Umganges ſeiner liebenswerten Gemahlin während der Zeitperioden der Verzauberung nicht

*) Sonder Zweifel iſt das das prächtige Eisgewölbe, womit Dr. Berger die Erde umgibt. Entweder hat er ſeine Theorie aus einem Volksmärchen genommen oder als Volksmärchen erfunden.

anders genießen, als daß er ihr täglich einen Beſuch machte, ſie von außen durch das gläſerne Haus ſah und ſich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

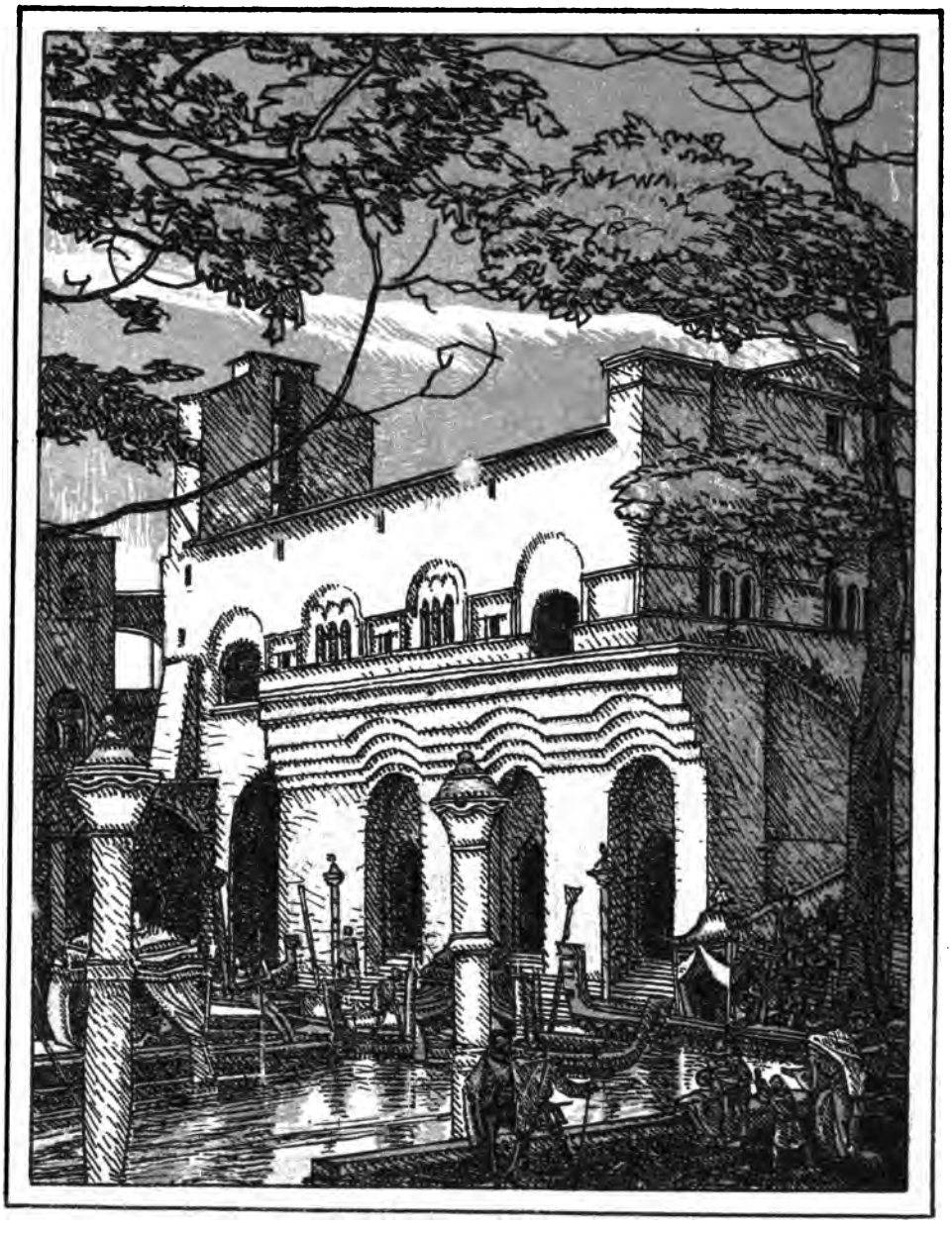
Kaum hatte die holde Berta ihr Sprachzimmer betreten, ſo kam der ungeheuere Fiſch herangeſchwommen; das Waſſer fing ſchon von weitem an zu rauſchen, die Fluten kräuſelten ſich in Wirbeln rings um den kriſtallenen Palaſt. Das Meerwunder ſtand von außen vor dem Gemach, atmete Ströme von Waſſer ein, ſtürzte ſie wieder aus ſeinem weiten Schlunde hervor und gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die ſchöne Frau ſtumm und ſtaunend an. So ſehr ſich auch die gute Dame angelegen ſein ließ, ein unbefangenes Air zu affektieren, ſo wenig war das in ihrer Gewalt; alle Schälkelei und Verſtellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Buſen hob ſich hoch und ſchnell, ihre Wangen und Lippen glühten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte ungeachtet ſeiner dämiſchen Fiſchnatur dennoch ſo viel phyſiognomiſches Gefühl, daß er aus dieſen Signalementen Unrat merkte, ſcheußliche Grimaſſen machte und pfeilgeſchwind fortſchoß. Er umkreiſte den Palaſt in unzähligen Schraubengängen und trieb ſolchen Unfug in den Wogen, daß die kriſtallene Wohnung davon erbebte und die erſchrockene Berta nicht anders glaubte, er würde ſolche augenblicks zerſchellen. Der ſpähende Delphin konnte indeſſen bei dieſer ſtrengen Hausſuchung nichts wahrnehmen, was ſeinen Verdacht zu beſtärken ſchien; daher wurde er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch ſein Toben das Waſſer ſo getrübt, daß er nicht ſehen konnte, in welchem Zuſtand die bängliche Berta ſich befand. Er ſchwamm fort, und die Dame erholte ſich wieder von ihrem Schrecken. Reinald verhielt ſich ſtill und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam, und obgleich allem Anſehen nach Schwager Walfiſch nicht allen Verdacht ſchwinden ließ, denn er vergaß nie bei ſeinem täglichen Beſuch, dreimal die Runde ums Haus zu ſchwimmen und alle Winkel des kriſtallenen Palaſtes zu durchſpähen, ſo gebärdete er ſich doch nicht ſo wütig dabei

als das erstemal. Die Stunde der Verwandlung befreite endlich den duldsamen Gefangenen aus der einsamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er sich in einem königlichen Palast auf einer kleinen Insel. Gebäude, Lustgärten, Marktplätze, alles schien auf dem Wasser zu schwimmen, hundert Gondeln schwankten auf den Kanälen auf und ab, und alles lebte und webte auf den offenen Plätzen in fröhlicher Geschäftigkeit; kurz, das Schloß des Schwagers Delphin war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier ebenso herzlich und freundschaftsvoll als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Ufo der Delphin war auf Monden verwünscht, der siebente war jedesmal der Kastmonat der Verzauberung; von einem Vollmond bis zum andern gedieh alles in seinem natürlichen Zustand. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, so wurde er mit dem Schwäher Ufo auch bekannter und lebte mit ihm vertrauter als mit den andern. Seine Neugier peinigte ihn schon lange, zu erfahren, durch welches Schicksal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zustand der Verzauberung wären versetzt worden; er forschte fleißig deshalb an der Schwester Berta; aber die konnte ihm keine Auskunft geben, und Ufo beobachtete über diesen Punkt ein geheimnisvolles Stillschweigen. Reinald erfuhr also nicht, was er wünschte. Unterdessen eilten die Tage der Freude auf den Fittichen der Winde dahin, der Mond verlor seine Silberhörner und rundete seine Gestalt mehr mit jedem Tage. Bei einer empfindsamen Abendpromenade verständigte Ufo seinen Schwäher Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorstehe, und mahnte ihn an, zu seinen Eltern zurückzukehren, die seinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter sei untröstlich, seitdem es am Hofe kund worden, daß er nicht nach Flandern, sondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen sei. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es sei nur noch eines übrig, davon er bereits Kundschaft habe, um den Minnesold den Schlüssel der Bezauberungen zu suchen und den kräftigen Talisman zu zerstören; solange dieser wirke, sei für die Prinzen keine

Erledigung zu hoffen. — „Aber," fügte Uso der Delphin freundschaftlich hinzu, „folgt gutem Rate, junger Mann, dankt den translunarischen Mächten und der Protektion der Damen, Eurer Schwestern, daß Ihr nicht das Opfer Eures kühnen Unterfangens geworden seid, den Zauberwald zu durchstreifen. Laßt Euch genügen an dem Ruhm, den Ihr erworben habt; ziehet hin und gebt Euren Eltern Bericht von alledem, was Ihr gesehen und gehört habt, und führt durch Eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin sie Harm und Gram um Euch gebracht hat." — Reinald versprach, was Schwäher Uso verlangte, mit Vorbehalt, zu tun, was er wollte; denn die Herren Söhne, wenn sie mütterlicher Zucht entwachsen, groß und bengelhaft geworden sind und sich auf den tollen Rappen schwingen, kümmern sich wenig um die treuen Mutterzähren. Uso merkte bald, worauf des Jünglings Sinn gestellt war; deshalb zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Fischschuppen, reichte sie ihm zum Geschenk dar und sprach: „Wenn Euch einst Hilfe not tut, so reibt sie zwischen den Händen, daß sie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg."

Reinald bestieg eine schöne vergüldete Gondel und ließ sich durch zwei Gondelierer ans feste Land rudern. Kaum war er am Gestade, so verschwanden die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all der Herrlichkeit nichts weiter als ein Fischteich, mit hohem Schilf bewachsen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchsäuselte. Der Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühnlich ins Wasser sprang, sein Schild und Harnisch lagen noch auf der Stelle, und der Speer stand daneben gepflanzt, wie er seine Waffen verlassen hatte. Er aber gelobte sich, nicht eher zu rasten, bis der Schlüssel der Bezauberungen in seiner Hand wäre.



Drittes Buch.

„Wer ſagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarſten der Abenteuer führt in dieſem grenzenloſen Walde? O, ihr translunariſchen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdenſohn dieſen mächtigen Zauber löſen ſoll, ſo laßt mich dieſer glückliche Sterbliche ſein!“ — So ſprach Reinald ganz in ſich gekehrt und ging fürbaß ſeine unwegſame Straße waldeinwärts. Er durchſtrich ſieben Tage lang ſonder Furcht noch Grauſen die endloſe Wildnis und ſchlief ſieben Nächte lang unter freiem Himmel, ſo daß ſeine Waffen vom nächtlichen Tau roſteten. Am achten Tage erſtieg er eine Felſenzinne, von der er, wie vom Sankt-Gotthards-Berge, in unwirtbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete ſich ein Tal, mit grüner Vinca überzogen, von hohen Granitfelſen umſchloſſen, welche Schierlingstannen und traurige Zypreſſen überragten. In der Ferne kam's ihm vor, als ſähe er da ein Monument aufgerichtet. Zwei giganteske Marmorſäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein doriſches Gebälke, welches an eine Felſenwand gelehnt war und ein ſtählernes Tor überſchattete, mit ſtarken Bändern und Riegeln verſehen; auch lag noch zum Überfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Scheffels. Unfern des Portals weidete ein ſchwarzer Stier im Graſe, mit funkelnden umherſchauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen ſchien.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwäher Uso der Delphin Erwähnung getan hatte; alsbald beſchloß er, ſolches zu beſtehen, und ſchlüpfte von der Felſenzinne gemachſam hinab ins Tal. Er nahte dem Stier auf einen Bogenſchuß, ehe ihn dieſer zu bemerken ſchien; aber nun ſprang er raſch auf, lief wütig hin und her, als rüſte er ſich zum Kampfe gegen den Ritter, wie ein andaluſiſcher, ſchnaubte gegen den Erdboden, daß ſich Staubwolken emporhoben, ſtampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und ſchlug mit den Hörnern gegen die Felſen, daß ſie in Stücke ſprangen. Der Ritter ſetzte ſich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltſame Horn durch eine geſchickte Wendung und führte einen ſo kräftigen Schwertſtreich nach dem Halſe des Ungetüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu ſondern, wie der tapfre Skanderbeg. O Jammer! Der Hals des Stiers war für Stahl und Eiſen unverwundbar; das Schwert zerbrach in Stücke, und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu ſeiner Verteidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweiſchneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein ſchwacher Strohhalm. Der ſtößige Ochſe erfaßte den wehrloſen Jüngling mit den Hörnern und ſchleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweiſe geriet er im Fallen zwiſchen die ausgebreiteten Äſte eines wilden Birnbaums, die ihn wohltätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, ſo blieb ihm doch ſo viel Beſinnungskraft, daß er ſich feſt an den Baum anklammerte; denn der wütige Ochſe ſtieß mit ſeiner ehernen Stirn ſo gewaltſam gegen den Stamm, daß dieſer ſich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwiſchenzeit, als der mörderiſche Stier ſich wendete, einen Anlauf zu nehmen, dachte Reinald an die Geſchenke ſeiner Schwäher. Der Zufall führte ihm das Papier mit den Bärenhaaren zuerſt in die Hand; er rieb ſie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmiger

Bär dahergetrabt, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward seiner bald mächtig, würgte ihn nieder und zerriß ihn in Stücke. Wie sich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein scheuer Entvogel, der mit großem Geschrei davonflog. Reinald ahnte, daß dieser Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, spottete und den Gewinn desselben davontrage; er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb sie zwischen den Händen. Darauf erschien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtsame Entvogel sich nieder ins Gebüsch drückte; der Adler schwebte in unermeßner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, scheuchte er den Entrich auf und verfolgte ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er sich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm seinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber schoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleischte ihn mit seinen mächtigen Fängen. Indem er starb, ließ er ein goldenes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerksame Reinald wußte auch dieser neuen Täuschung zu begegnen; er rieb flugs die Fischschuppen zwischen den Händen. Da hob sich ein Walfisch aus dem Wasser, der das Ei in seinem weiten Rachen auffing und es ans Land spie. Des war der Ritter froh in seinem Herzen, schlug das goldene Ei mit einem Stein voneinander, und da fiel ein kleiner Schlüssel heraus, den er triumphierend für den Schlüssel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilte er nun zu dem stählernen Portal zurück. Der Zwergschlüssel schien für das riesenmäßige Vorlegeschloß nicht gemacht zu sein; inzwischen wollte er doch einen Versuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüssel das Schloß, so sprang es auf, die schweren eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück, und die stählerne Pforte tat sich auf. Frohen Mutes stieg er in die düstere Grotte hinab, in welcher sieben Türen in sieben verschiedene unterirdische Zimmer führten, allesamt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Walratlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe und trat aus dem letzten in ein Kloset, wo er einer jungen Dame ansichtig wurde, die auf einem Sofa in einem unerwecklichen

magiſchen Schlummer ruhte. Bei dieſem herzanfaſſenden Anblick erwachte in ſeiner Bruſt das Gefühl der Liebe; ſtill und ſtaunend ſtand er da und verwand kein Auge von ihr, ein Beweis ſeiner großen Unerfahrenheit! Unſer erleuchtetes Jahrhundert weiß dergleichen glückliche Situationen ganz anders zu nutzen. Nachdem Ritter Reinald ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher und ſah der ſchlafenden Dame gegenüber eine alabaſterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermutete, daß darauf der Talisman eingegraben ſei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er ſeine Fauſt, mit dem eiſernen Handſchuh bewaffnet, und ſchlug mit Manneskraft dagegen. Sogleich fuhr die ſchöne Schläferin ſchreckhaft zuſammen, erwachte, tat einen ſcheuen Blick nach der Tafel und ſank in ihren betäubten Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag, und es erfolgte alles ſo wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerſtören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüſtige Arme; mit dieſen erfaßte er die magiſche Tafel und ſtürzte ſie vom hohen Poſtament auf das Marmorpflaſter herab, daß ſie in Stücke zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Totenſchlummer und bemerkte nun erſt beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der ſich gar tugendlich und ehrbar auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch ehe er zu reden anhob, verhüllte ſie ihr holdſeliges Angeſicht mit ihrem Schleier und ſprach gar zornmütig: „Hinweg von mir, ſchändlicher Unhold! Auch in der Geſtalt des ſchönſten Jünglings ſollſt Du weder meine Augen täuſchen, noch mein Herz betrügen. Du kennſt meine Geſinnung: laſſ' mir meinen Totenſchlaf, worein mich Deine Zauberei verſetzt hat." — Reinald begriff den Irrtum der Dame; darum ließ er ſich dieſe Sprache nicht befremden und gegenredete alſo: „Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der Euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt; ſeht hier den Zauber zerſtört, der Eure Sinne umnebelt hatte." — Das Fräulein gloſtete ein wenig unter dem Schleier hervor, und als ſie die alabaſterne

Tafel zertrümmert ſah, wunderte ſie ſich daß über die kühne Tat des jungen Abenteurers, blickte ihn holdſelig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem ſie ihm die Hand reichte und ſprach: „Iſt's ſo, wie Ihr ſaget, edler Ritter, ſo vollendet Euer Werk und führet mich aus dieſer grauſenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen ſehe, wenn's draußen tagt, oder die güldnen Sternlein am nächtlichen Himmel."

Reinald bot ihr den Arm, ſie durch die ſieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Tür; aber draußen war's ägyptiſche Finſternis, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, ehe der elektriſche Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen waren erloſchen, und die kriſtallenen Kronleuchter goſſen nicht mehr ihren ſanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Baſaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe ſie ſich aus dieſen labyrinthiſchen Gängen herausfanden und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felſenhöhle hereindämmern ſahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balſamiſche Kraft der allbelebenden Natur und atmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephir über die blühenden Auen entgegenwehte. Sie ſetzte ſich mit dem ſchlanken Ritter ins Gras, und er entbrannte gegen ſie in heißer Liebe; denn ſie war ſchön wie das Meiſterſtück der Schöpfung, das erſte Weib, aus Adams Rippe geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenſchaft ſchier noch mehr; das war die Begierde, zu erfahren, wer die ſchöne Unbekannte ſei und wie ſie in dieſen Wald wäre verzaubert worden. Er bat ſie züchtiglich, ihm davon Beſcheid zu geben, und das Fräulein tat ihren Roſenmund auf und ſprach:

„Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürſten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürſt, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein ſcheußlicher Rieſe und ein Heide war, auch in dem Ruf ſtand, daß er ein großer Schwarzkünſtler ſei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewieſen, worüber der Heide ſo ſehr ergrimmte, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen

Tafel zertrümmert ſah, wunderte ſie ſich daß über die kühne Tat des jungen Abenteurers, blickte ihn holdſelig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem ſie ihm die Hand reichte und ſprach: „Iſt's ſo, wie Ihr ſaget, edler Ritter, ſo vollendet Euer Werk und führet mich aus dieſer grauſenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen ſehe, wenn's draußen tagt, oder die güldnen Sternlein am nächtlichen Himmel."

Reinald bot ihr den Arm, ſie durch die ſieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Tür; aber draußen war's ägyptiſche Finſternis, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, ehe der elektriſche Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen waren erloſchen, und die kriſtallenen Kronleuchter goſſen nicht mehr ihren ſanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Baſaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe ſie ſich aus dieſen labyrinthiſchen Gängen herausfanden und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felſenhöhle hereindämmern ſahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balſamiſche Kraft der allbelebenden Natur und atmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephir über die blühenden Auen entgegenwehte. Sie ſetzte ſich mit dem ſchlanken Ritter ins Gras, und er entbrannte gegen ſie in heißer Liebe; denn ſie war ſchön wie das Meiſterſtück der Schöpfung, das erſte Weib, aus Adams Rippe geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenſchaft ſchier noch mehr; das war die Begierde, zu erfahren, wer die ſchöne Unbekannte ſei und wie ſie in dieſen Wald wäre verzaubert worden. Er bat ſie züchtiglich, ihm davon Beſcheid zu geben, und das Fräulein tat ihren Roſenmund auf und ſprach:

„Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürſten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürſt, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein ſcheußlicher Rieſe und ein Heide war, auch in dem Ruf ſtand, daß er ein großer Schwarzkünſtler ſei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewieſen, worüber der Heide ſo ſehr ergrimmte, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen

erlegte und ſich ſeiner Länder bemächtigte. Ich war zu meiner Tante, der Gräfin von Vohburg, geflohen, und meine drei Brüder, alleſamt ſtattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben; ſobald er meines Vaters Land in Beſitz genommen hatte, kam ihm ein, mich zu entführen, und vermöge ſeiner magiſchen Künſte war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd; ich pflegte ihn oft dahin zu begleiten, und alle Ritter ſeines Hofes wetteiferten bei dieſer Gelegenheit, mir immer das beſtgerüſtete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte ſich ein unbekannter Stallmeiſter mit einem herrlichen Apfelſchimmel zu mir heran, bat mich im Namen ſeines Herrn, dieſes Pferd zu beſteigen und zu würdigen, es als mein Eigentum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen ſeines Herrn, er entſchuldigte ſich, dieſe Frage nicht eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geſchenk nicht verſchmähe. Ich konnte dieſes Anerbieten nicht wohl ausſchlagen; überdies war das Pferd ſo prächtig gerüſtet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf ſich zog. Gold und Edelſteine und prächtige Stickerei waren an der purpurfarbenen Satteldecke verſchwendet. Ein roter ſeidener Zaum lief vom Gebiß am Halſe hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde, dicht mit Rubinen beſetzt. Ich ſchwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bei dieſer Kavalkade mir ſelbſt zu gefallen. Der Gang des edlen Roſſes war ſo leicht und ſo gemachſam, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren ſchien. Leichtfüßig ſetzte es über Gräben und Hecken, und die kühnſten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirſch, der mir bei der Jagd aufſtieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirſch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren: aber das Pferd ſträubte ſich, mir zu gehorchen, bäumte ſich auf, ſchüttelte die Mähne und wurde wild. Ich verſuchte es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entſetzen wahr, daß ſich der Apfelſchimmel unter

mir in ein gefiedertes Ungetüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten ſich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängerte ſich, am Kopf ſtreckte ſich ein breiter Schnabel hervor, ich ſah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, ſich mit mir in die Luft ſchwang und in weniger als einer Stunde in dieſen Wald verſetzte, wo er ſich vor der ſtählernen Pforte eines antiken Schloſſes niederließ.

„Mein erſter Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte ſich, als ich den Stallmeiſter erblickte, der mir am Morgen den Apfelſchimmel vorgeführt hatte und ſich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmut, ließ ich mich ſchweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Geſellſchaft in Gala gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten ſich, mich aufs beſte zu bedienen, aber niemand wollte mir ſagen, wo und in weſſen Gewalt ich mich befände; ich überließ mich einer ſtummen Traurigkeit, welche Hornebock, der Zauberer, auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Geſtalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm ſo, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wütrichs Sitten waren wild, ſeine Leidenſchaften ſtürmten in ſeiner Bruſt, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte ſeiner Wut und forderte ihn auf, ſeine Drohungen zu erfüllen, den Palaſt zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber ſchnell verließ mich der Unhold und gab mir Friſt, mich zu bedenken.

„Nach ſieben Tagen erneuerte er ſeinen verhaßten Antrag; ich wies ihn mit Verachtung von mir, und er ſtürzte wütend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, daß Schloß ſchien in den Abgrund hinabzurollen. Ich ſank auf mein Sofa, und meine Sinne ſchwanden dahin. Aus dieſem Todesſchlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme. — Erwache, ſprach er, liebe Schläferin, aus Deinem ſiebenjährigen Schlummer und ſage mir an, ob die wohltätige Zeit den

Haß gegen Deinen getreuen Paladin gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinſten Strahl von Hoffnung, und dieſe traurige Grotte ſoll ſich in den Tempel der Freude verwandeln. — Ich würdigte den ſchändlichen Zauberer weder einer Gegenrede noch eines Anblicks, verhüllte mit dem Schleier mein Angeſicht und weinte. Mein Trübſinn ſchien ihn zu rühren; er bat, er flehte, er jammerte laut und wand ſich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete ſeine Geduld; er ſprang raſch auf und ſprach: Wohlan, es ſei drum, in ſieben Jahren ſprechen wir uns wieder! — Drauf hob er die alabaſterne Tafel aufs Poſtament, ſogleich fiel ein unwiderſtehlicher Schlaf auf meine Augenlider, bis der Grauſame meine Ruhe von neuem unterbrach. — Unempfindliche, redete er mich an, wenn Du noch gegen mich ſo grauſam biſt, ſo ſei es wenigſtens nicht gegen Deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeiſter hat ihnen Dein Schickſal entdeckt; aber er iſt beſtraft, der Verräter. Sie ſind gekommen, dieſe Unglücklichen, mit Heereskraft, Dich aus meiner Hand zu reißen; aber dieſe Hand war ihnen zu ſchwer, und ſie beſeufzen ihre Unbeſonnenheit unter mancherlei Geſtalten in dieſem Walde. — Eine ſo armſelige Lüge, zu welcher der Unhold ſeine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn ſaß auf meinen Lippen und die bitterſte Verachtung. — Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, Dein Schickſal iſt entſchieden! Schlaf' ſo lange, als die unſichtbaren Mächte dieſem Talisman gehorchen! — Flugs ſchob er die alabaſterne Tafel zurecht, und der magiſche Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerſtörung des Zaubers derſelben aus dieſem Totenſchlafe erweckt. Aber ich begreif's nicht, durch welche Macht Ihr dieſe Tat habt ausrichten mögen und was den Zauberer abhalten mag, Euch zu widerſtehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben ſein; Ihr würdet ſonſt an ſeinem Talisman ungeſtraft Euch nicht haben vergreifen dürfen." —

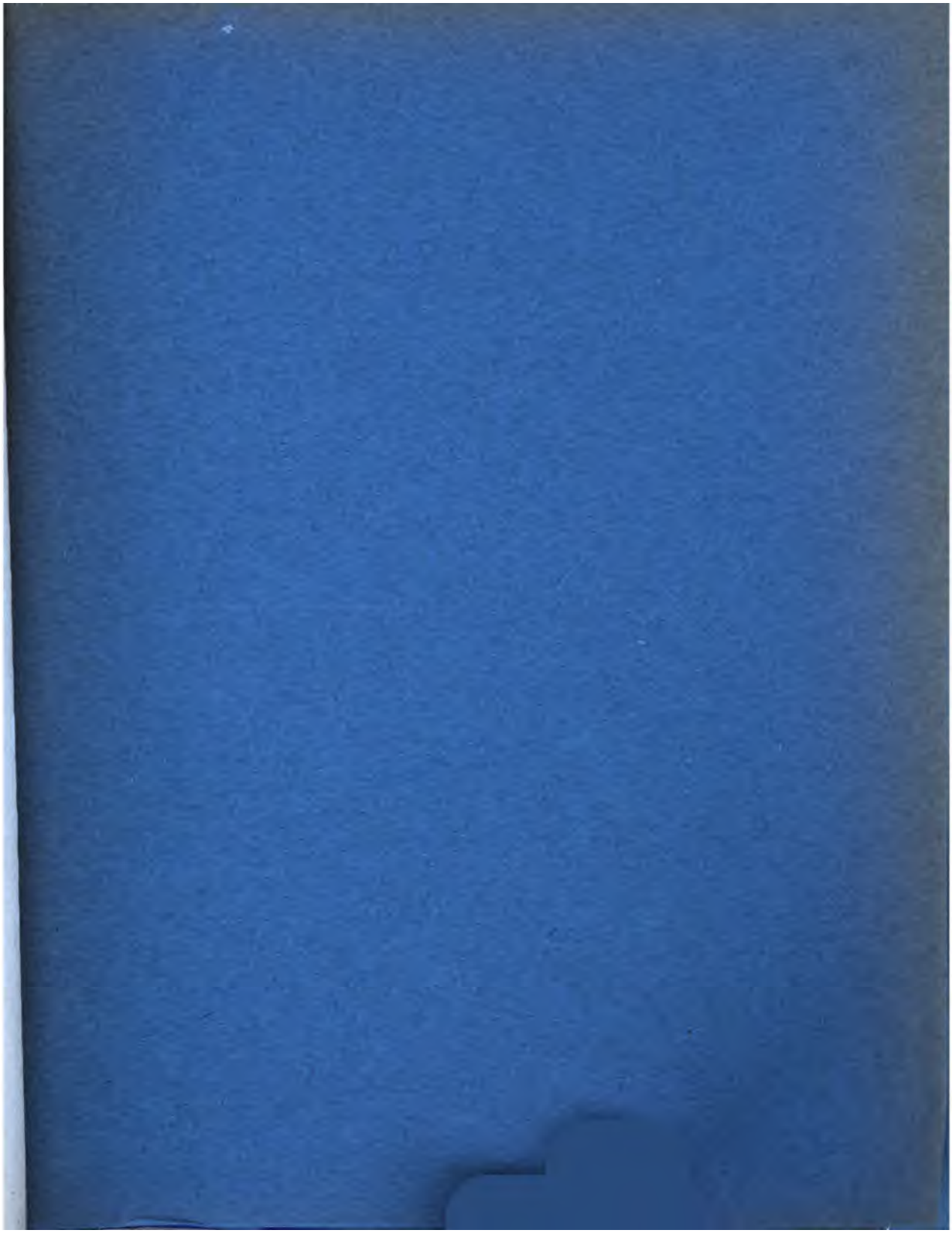
Die reizvolle Hildegard urteilte ganz recht: der Unhold war mit ſeinen Sorben ins Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürſtin Libuſſa aus

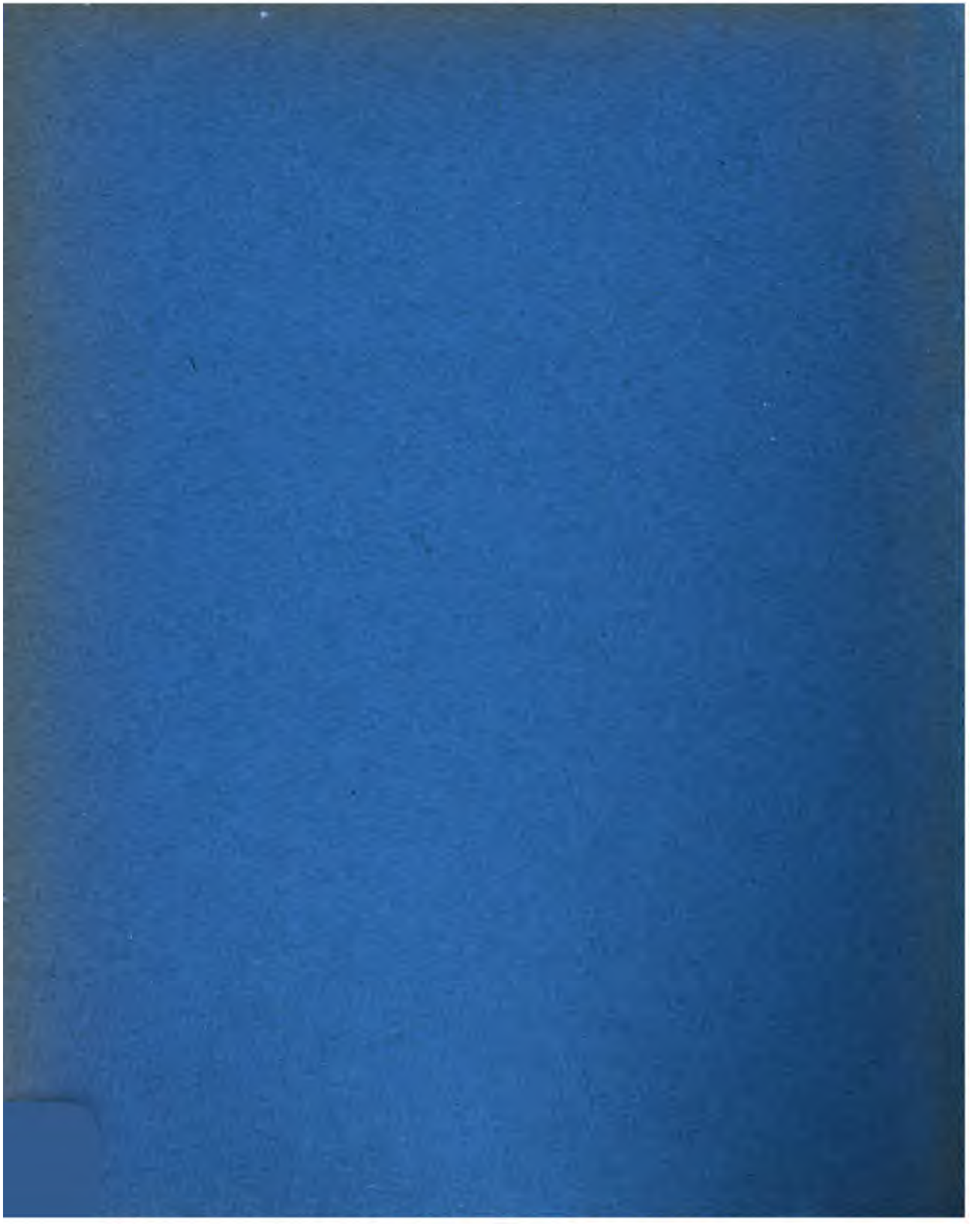
dem Feengeſchlecht regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Skythen-Königin Tomyris, ſeine Meiſterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmen-Königin in der Zauberkunſt nur ein Lehrling; ſie hatte ihn mit ihren Künſten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfeſten Ritters unterliegen mußte, dem ſie magiſche Waffen gab, welchen die Paſſauer Kunſt nicht widerſtand."

Als die ſchöne Hildegard ſchwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr ſeine Abenteuer. Wie er ihr Meldung tat von den drei verwünſchten Prinzen im Walde, die ſeine Schwäher waren, nahm ſie das groß wunder; denn ſie vermerkte nun, daß Zornebocks Erzählung keine Lüge, ſondern Wahrheit geweſen ſei. Der Ritter war eben im Begriff, ſeine Geſchichte zu enden, da erhob ſich im Gebirge groß Triumphieren und Freudengeſchrei; bald darauf brachen drei Geſchwader Reiter aus dem Wald hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder und Reinald ſeine Schweſtern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöſt. Nach wechſelſeitigen Umarmungen und Freudenbezeigungen verließ die Karawane der Entzauberten die ſchaudervolle Einöde und begab ſich in das alte Waldſchloß. Reitende Boten flogen nach der Reſidenz des Grafen, die frohe Botſchaft von der Ankunft ſeiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand ſich eben in tiefer Trauer über den Verluſt des jungen Grafen, den man als einen Toten beweinte; die Eltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verſchlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Troſt mehr und fühlte kein Vergnügen als das, für ihre Kinder Totengepränge anzuſtellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern; aber ſchneller konnte weiland der täuſchende Nicolini ſeinen pantomimiſchen Schauplatz nicht wandeln, als in der Reſidenz des Grafen bei dieſer frohen Botſchaft alle Dinge eine andere Geſtalt annahmen: alles atmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte ſeit dem Beſuch ihres Bruders aus dem Ei ein liebevolles Fräu-

lein gebrütet, das von der mütterlichen Bruſt ſeine kleinen Arme dem Großpapa lächelnd entgegenſtreckte und ihm beim Empfang die ſilberfarbenen Locken zauſte. Unter allen Feierlichkeiten dieſer glücklichen Wiederkehr zeichnete ſich Reinalds Beilager mit der ſchönen Hildegard beſonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechſelungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

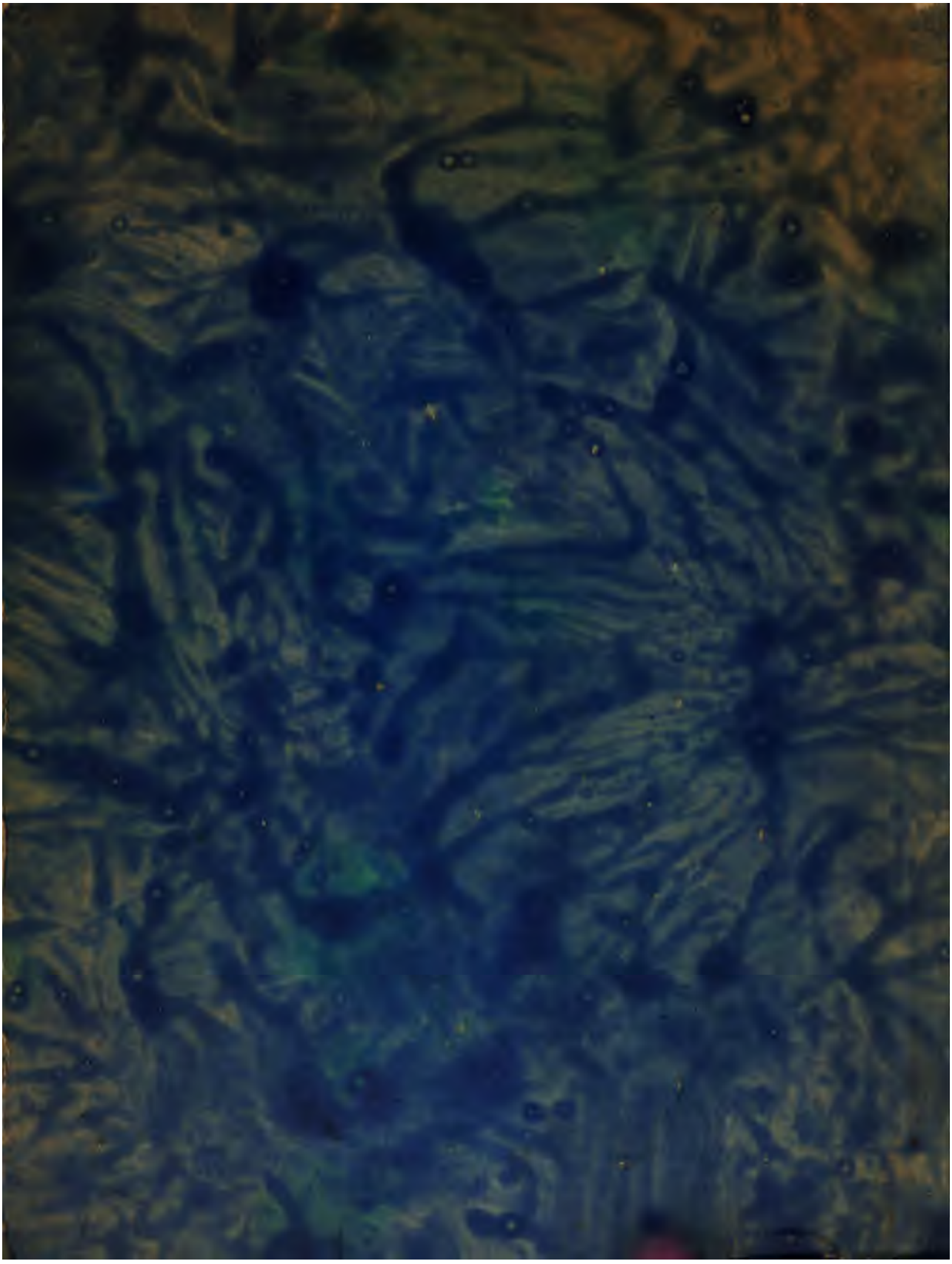
Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzu langer Genuß des Vergnügens den männlichen Mut und die Tatkraft ihrer Ritter und Knappen erſchlaffen möchte; auch war die Reſidenz des Grafen zu eng, ſo viel Hofhaltungen bequem zu faſſen; die drei Eidame rüſteten ſich alſo mit ihren Damen zum Abzug. Reinald, der Stammerbe, verließ ſeine grauen Eltern nimmer und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albrecht der Bär kaufte die Herrſchaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg; Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und baute Aarburg an einem Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher iſt benannt worden; Ufo der Delphin tat einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte ſich eines Teils dieſes Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihrer Städte und Dynaſtien auf das Andenken ihrer Verzauberungen anſpielten, ſo nahmen ſie auch ihre Tiergeſtalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler und das Delphinat einen Meerfiſch im Wappen führt bis auf dieſen Tag. Die köſtlichen Zahlperlen aber, welche an Galatagen den Olymp der ſämtlichen Erdengöttinnen unſeres Weltteiles verherrlichen und ſchmücken und für orientaliſche geachtet werden, ſind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald und befanden ſich ehemals in den drei leinwandnen Säcken.





This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 16 '60H